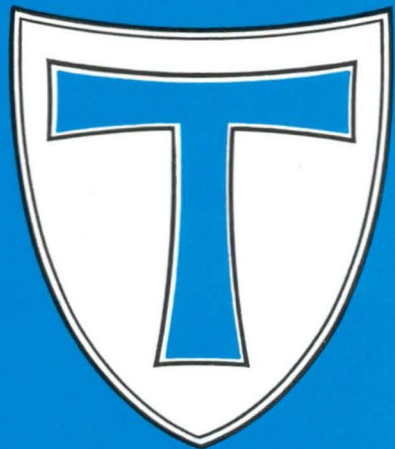


2 Jahrgang 20
Heft 2
November 1987

Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
der Gießener Hochschulgesellschaft



W. Bachmann	Geragogik — ein Aufgabenbereich der Pädagogik
H. Bauer	Gesellschaftliche Verantwortung der Universität
J. Benedum	100 Jahre Klinikum auf dem Seltersberg
W. Blasius	Goethe und seine Zeit in Wetzlar und Gießen
R. Grimm/ F. Pollak	Das Übersetzen deutscher Gedichte
J. Hammerschick	25 Jahre Datenverarbeitung an der Universität Gießen
A. Wirth	Realität auf dem Theater als ästhetische Utopie

Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
der Gießener Hochschulgesellschaft

2 Jahrgang 20
Heft 2
November 1987

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen

Herausgeber

Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen
und Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung

Prof. Dr. Egon Wöhlken (Wö)
Senckenbergstraße 3, 6300 Gießen
Ruf (0641) 7028300 (vormittags)

*Mitarbeiter
der Redaktion*

Birgit Acker (Ac)
Wolfgang Peschel (Pe)
Ludwigstraße 28, 6300 Gießen, Ruf (0641) 702-2183 (Dienstag 14–15 Uhr)

Druck und Verlag

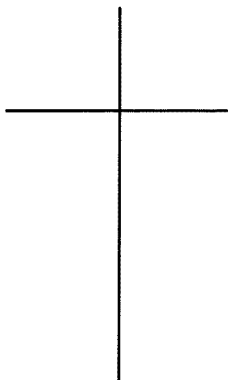
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

INHALT

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität	5
Zu diesem Heft	8
<i>Beiträge</i>	
Bauer	
Gesellschaftliche Verantwortung der Universität	9
Benedum	
Einhundert Jahre Klinikum auf dem Seltersberg: Gedanken zur Baugeschichte der Medizinischen Fakultät Gießen	15
Bachmann	
Geragogik – ein Aufgabenbereich der Pädagogik	37
Grimm/Pollak	
Das Übersetzen deutscher Gedichte: Überlegungen unter vier Aspekten	45
Blasius	
Goethe und seine Zeit in Wetzlar und Gießen	55
Hammerschick	
25 Jahre Datenverarbeitung an der Justus-Liebig-Universität Gießen	67
Wirth	
Realität auf dem Theater als ästhetische Utopie oder: Wandlungen des Theaters im Umfeld der Medien	83
<i>Buchbesprechungen</i>	93
<i>Biographische Notizen</i>	95

**Wir danken allen Firmen,
die unsere Förderbemühungen
durch Anzeigenaufträge unterstützen.**

**Unsere verehrten Leser bitten wir,
die Anzeigen zu beachten.**



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert
um ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. med. Siegfried Bettge, Lich
Dr. med. Helmut Biedenkopf, Geisenheim
Dr. med. Wilhelm Buchacker, Gießen
Dr. Klaus Deutscher, Wetzlar
Dr. med. vet. Ernst Ding, Brühl
Dr. Bruno Kretzer, Berlin
Dr. Margarete Lenz, Bonn
Dr. Kurt Männchen, Gießen
Prof. Dr. med. Victor Rudolf Ott, Zürich
Prof. Dr. med. Walter Rauh, Viterbo
Dr. phil. Rudolf Roßbach, Friedberg
Prof. Dr. Wilhelm Rudolph, Münster
Dr.-Ing. Eugen Julius Saur, Gießen
Dr. Adam Scheurer, Gießen
Staatssekretär i. R. Dr. Dr. h. c. Theodor Sonnemann, Beuel
Prof. Dr. med. vet. Dr. agr. h. c. Dr. iur. h. c. Harry Tillmann,
Großen-Linden
Dr. med. Günther Wilke, Gelsenkirchen

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Zum neuen Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen ab 19.2. 1987 ist Dr. med. *Heinz Bauer*, Professor für Virologie (jetzt Honorarprofessor des Fachbereiches Humanmedizin) ernannt worden, nachdem seine Wahl durch den Konvent der Justus-Liebig-Universität Gießen am 14.1. 1987 erfolgt war.

Zum Vizepräsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen für die Amtsperiode vom 1. 4. 1987 bis 31. 3. 1989 wurde Prof. Dr. phil. *Erich Dauzenroth* (Erziehungswissenschaften) am 4. 2. 1987 vom Konvent der Justus-Liebig-Universität Gießen gewählt.

Prof. Dr. rer. pol. *Dietger Hahn* (Betriebswirtschaftslehre) hat einen Ruf an die Technische Universität Berlin abgelehnt.

Prof. Dr. phil. *Hannes Neumann* (Sportwissenschaft mit dem Schwerpunkt Sportdidaktik) hat einen Ruf an die Ruhr-Universität Bochum abgelehnt.

Prof. Dr. med. *Jürgen Mulch* ((Kardiovaskuläre Chirurgie) ist einer Berufung an die Städtischen Krankenanstalten Düsseldorf-Gerresheim (Akademisches Lehrkrankenhaus) gefolgt.

Prof. Dr. med. *Klaus E. Rehm* (Unfallchirurgie) ist einer Berufung an die Universität Köln gefolgt.

Von den amtlichen Verpflichtungen entbunden

Prof. Dr. med. vet. *Hans Eikmeyer* (Innere Veterinärmedizin I) zum 31. 3. 1987;

Prof. Dr. med. *Max Frimmer* (Pharmakologie und Toxikologie) zum 30. 9. 1987;

Prof. Dr. jur. Dr. h. c. *Helmut K. J. Ridder* (Öffentliches Recht und Wissenschaft von der Politik) zum 30. 9. 1987;

Prof. Dr. rer. nat. *Ulrich Schaefer* (Anthropologie) zum 30. 9. 1987;

Prof. Dr. phil. *Harald Uhlig* (Geographie) zum 31. 3. 1987;

Prof. Dr. agr. *Botho Wohlrab* (Landeskultur und angewandte Hydrologie) zum 30. 9. 1987.

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Dr. med. *Otto Busse*, Chefarzt der Neurologischen Klinik, in Minden;

Dr. med. *Rolf-Dieter Filler*, Chefarzt der Chirurgischen Abteilung des Städtischen Krankenhauses in Landshut;

Dr. med. *Klaus Helmke*, Privatdozent und Wissenschaftlicher Angestellter der Medizinischen Klinik III des Medizinischen Zentrums für Innere Medizin des Klinikums der Justus-Liebig-Universität Gießen;

Dr. med. vet. *Dieter Manz*, Privatdozent und Leiter der Abteilung ‚Veterinärmedizin‘ im Staatlichen Medizinal-, Lebensmittel- und Veterinäruntersuchungsamt Mittelhessen in Gießen;

Dipl.-Chemiker Dr. rer. nat. *Harald Schütz*, Privatdozent, Akademischer Rat im Institut für Rechtsmedizin des Medizinischen Zentrums für Ökologie des Klinikums der Justus-Liebig-Universität Gießen;

Pfarrer Dr. phil. *Werner Stroh*, Klinikseelsorger im Klinikum der Justus-Liebig-Universität Gießen;

Dr. med. *Bernd Wüsten*, Privatdozent, Chefarzt der Klinik am Südpark in Bad Nauheim.

Neubesetzung von Professorenstellen in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaften

Professur C 4 für Öffentliches Recht:

Prof. Dr. jur. *Brun-Otto Bryde*, vorher Professor an der Universität der Bundeswehr in München;

Professur C 4 für Deutsche Rechtsgeschichte und Bürgerliches Recht:

Prof. Dr. iur. *Diethelm Klippel*, vorher Professor an der Universität Bielefeld.

Gesellschaftswissenschaften

Professur C 3 für Empirische Sozialforschung:
Prof. Dr. phil. *Wolfgang Jagodzinski*, vorher Professor an der Universität Bremen.

Kunstpädagogik, Musikwissenschaft, Sportwissenschaft

Professur C 3 für Kunstgeschichte:
Prof. Dr. phil. *Andreas Prater*, vorher Privatdozent an der Universität München.

Professur C 2 a. Z. für Didaktik der Kunsterziehung:
Prof. Dr. phil. *Wolfgang Legler*, vorher Dozent an der Deutschen Landjugend-Akademie in Bonn.

Psychologie

Professur C 2 a. Z. für Kognitive Psychologie und Kognitive Sozialpsychologie:
Prof. Dr. phil. *Klaus Fiedler*, vorher Hochschulassistent in diesem Fachbereich.

Religionswissenschaften

Professur C 4 für Bibelwissenschaften/Altes Testament:
Prof. Dr. theol. habil. *Volkmar Fritz*, vorher Professor an der Universität Mainz.

Geschichtswissenschaften

Professur C 4 für Philosophie, Schwerpunkt Geschichte der Philosophie:
Prof. Dr. phil. habil. *Werner Becker*, vorher Professor an der Universität Frankfurt;

Professur C 2 a. Z. für Neuere Geschichte:
Prof. Dr. phil. *Hans-Peter Ullmann*, vorher Hochschulassistent in diesem Fachbereich.

Mathematik

Professur C 4 für Informatik:
Prof. Dr. rer. nat. *Henner Kröger*, vorher Professor an der Universität Kiel.

Geowissenschaften und Geographie

Professur C 3 für Isotopengeochemie/Geochemie-Petrologie:
Prof. Dr. rer. nat. *Udo Haack*, vorher Professor an der Universität Göttingen;

Professur C 3 für Physikalische und Chemische Mineralogie:
Prof. Dr. rer. nat. *Eckhard Hinze*, vorher Professor an der Universität München;

Professur C 4 für Angewandte Geologie:
Prof. Dr. rer. nat. *Klaus Knoblich*, vorher Professor an diesem Fachbereich.

Agrarwissenschaften

Professur C 3 für Biologischen und Biotechnischen Pflanzenschutz:
Prof. Dr. rer. nat. *Hans Hummel*, vorher Research Scientist an der University of Illinois, Urbana/USA.

Veterinärmedizin

Professur C 4 für Innere Krankheiten mit Schwerpunkt Kleintiere:
Prof. Dr. med. vet. habil. Dr. Sc. med. vet. *Ernst-Günter Grünbaum*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der FU Berlin;

Professur C 4 für Veterinärchirurgie:
Prof. Dr. med. vet. habil. Dr. sc. med. vet. *Ernst Schimke*, vorher Fachtierarzt für Chirurgie und ehemaliger Leiter des Bereichs Tierklinik Jena.

Humanmedizin

Professur C 2 a. Z. für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin:
Prof. Dr. med. *Jürgen Biscopig*, vorher Wissenschaftlicher Angestellter des Medizinischen Zentrums für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie;

Professur C 2 a. Z. für Allgemeinchirurgie:
Prof. Dr. med. *Peter Hild*, vorher Wissenschaftlicher Angestellter des Medizinischen Zentrums für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie in oberärztlicher Funktion;

Professur C 2 a. Z. für Geburtshilfe und Gynäkologie:
Prof. Dr. med. *Arne Jensen*, vorher Wissenschaftlicher Angestellter in der Funktion eines Oberarztes an der hiesigen Frauenklinik;

Professur C 2 a. Z. für Orthopädie, Schwerpunkt Orthopädische Rheumatologie;
Prof. Dr. med. *Wolfgang Reichel*, vorher Wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Marburg;

Professur C 3 für Pathologie;
Prof. Dr. med. habil. *Raimund Schäffer*, vorher Professor an der Universität Tübingen;

Professur C 2 a. Z. für Allergologie;
Prof. Dr. med. *Hans-Georg Velcovsky*, vorher Hochschulassistent in der Funktion eines Oberarztes am Zentrum für Innere Medizin.

Es habilitierten sich

Dr. rer. nat. *Angelika Barnekow*, Hochschulassistentin am Institut für Medizinische Virologie des Zentrums für Medizinische Mikrobiologie und Virologie, für das Fach Molekularbiologie und Virologie;

Dr. med. *Ulf Börner*, Hochschulassistent in der Abteilung Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin des Zentrums für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie, für das Fach Anästhesiologie und Intensivmedizin;

Dr. med. *Joachim Dietrich Boldt*, Hochschulassistent in der Abteilung Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin des Zentrums für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie, für das Fach Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin;

Dr. phil. Dr. rer. nat. *Wolfgang Cassing*, Akademischer Rat am Institut für Theoretische Physik, für das Fach Theoretische Physik (Umhabilitation);

Dr. med. *Heinrich Ditter*, Hochschulassistent an der Medizinischen Klinik I des Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin;

Dr. med. *Thomas Eckhardt*, Hochschulassistent an der Medizinischen Klinik I des Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin;

Dr. med. *Ludwig Faupel*, Leitender Arzt am Gertrudis-Hospital in Hertzen-Westerholt, für das Fach Chirurgie;

Dr. phil. *Angelika Friederici-Haag*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, Nijmegen/Holland, für das Fach Psychologie;

Dr. phil. *Robert R. Friis*, Institut für Krebsforschung in Bern, für das Fach Genetik und Zellbiologie;

Dr. rer. nat. *Wolfgang Garten*, Hochschulassistent am Institut für Medizinische Virologie des Zentrums für Medizinische Mikrobiologie und Virologie, für das Fach Virologie und Molekularbiologie;

Dr. rer. nat. *Rudolf Geyer*, Hochschulassistent am Biochemischen Institut, für das Fach Biochemie;

Dr. med. *Jürgen Homann*, Hochschulassistent an der Medizinischen Klinik I des Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin;

Dr. phil. *Theo Kölzer*, Hochschulassistent am Historischen Institut, für das Fach Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften;

Dr. med. *Gerold Kolling*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Augenklinik für Schielbehandlung und Neuroophthalmologie des Zentrums für Hals-, Nase-, Ohren- und Augenheilkunde für das Fach Augenheilkunde;

Dr. med. *Horst-Werner Korf*, Hochschulassistent am Institut für Anatomie und Zytobiologie, für das Fach Anatomie;

Dr. med. *Wilfried Kramer*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Medizinischen Klinik II des Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin;

Dr. phil. *Hans-Thies Lehmann*, Hochschulassistent an der Professur für Angewandte Theaterwissenschaft, für das Fach Theaterwissenschaft;

Dr. med. *Hans-Jochen Medau*, Oberarzt an der Medizinischen Klinik II des Landeskrankenhauses Coburg, für das Fach Sportmedizin;

Dr. rer. nat. *Manfred Meurer*, Hochschulassistent am Institut für Geographie, für das Fach Geographie;

Dr. med. *Peter Möhring*, Hochschulassistent an der Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie des Medizinischen Zentrums für Psychosomatische Medizin, für das Fach Psychosomatik und Psychotherapie;

Dr. med. *Gertrud Müller-Eckhardt*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Klinische Immunologie und Transfusionsmedizin des Zentrums für Klinische Chemie, Klinische Immunologie und Human-genetik, für das Fach Klinische Immunologie und Transfusionsmedizin;

Dr. med. vet. *Ingo Nolte*, Hochschulassistent an der Medizinischen und Gerichtlichen Veterinärklinik, für das Fach Innere Krankheiten der Haustiere;

Dr. rer. nat. *Michael F. G. Schmidt*, Hochschulassistent am Institut für Virologie, für das Fach Biochemie und Virologie;

Dr. Ing. *Bernd Schnieder*, früher Professor auf Zeit im Fachbereich Ernährungs- und Haushaltswissenschaften, für das Fach Wohnökologie;

Dr. rer. nat. *Ulrich Scholz*, Stipendiat der DFG, für das Fach Geographie;

Dr. med. *Gregor Schulz*, Leiter des Bereiches Tumorummunologie in der Klinischen Forschung der Behringwerke in Marburg, für das Fach Kinderheilkunde und klinische Immunologie;

Dr. med. *Werner Seeger*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Medizinischen Klinik II des Zentrums für Innere Medizin, für das Fach Innere Medizin und Pathophysiologie;

Dr. rer. nat. *Wolfgang Skrandies*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kerckhoff-Institut in Bad Nauheim, für das Fach Physiologie;

Dr. med. vet. *Kornelia Ziegler*, Hochschulassistentin am Institut für Pharmakologie und Toxikologie, für das Fach Pharmakologie und Toxikologie.

Zu diesem Heft

Mit diesem Heft findet der 20. Jahrgang der „Gießener Universitätsblätter“ seinen Abschluß. Auch dieses Jubiläum sollte nicht Anlaß zur Änderung des altbewährten Konzepts sein, interessante und aus dem breiten Fächerangebot stammende Aufsätze beziehungsweise Diskussionsbeiträge zu veröffentlichen. Dieses Konzept hat nach Meinung der Schriftleitung und der Redaktion nichts von seiner Modernität verloren und wir hoffen, daß das vorliegende Heft dieselbe Aufmerksamkeit der Leser findet, wie die 39 Hefte davor.

So bilden neben der Festrede des Präsidenten Professor Dr. Bauer, in der er mehr gesellschaftliche Verantwortung der Wissenschaft und größeren Mut der Forscher zu populärwissenschaftlichen Abhandlungen fordert, weitere sechs Beiträge den Inhalt dieses Heftes. Alle diese Aufsätze, die sehr unterschiedliche Bereiche zum Gegenstand haben (Universi-

täts-; Stadt- und Gebietsgeschichte; Theaterwissenschaft; Pädagogik; Hochschulrechenzentrum; Literaturwissenschaft), müßten allgemeinverständlich sein. Dem Essay von Reinhold Grimm und Felix Pollak *Das Übersetzen deutscher Gedichte* könnte allerdings, nach dem Lesen der ersten Zeilen, eine zu große „Volksnähe“ unterstellt werden. Dennoch bitten wir unsere Leser, diese ersten Hürden zu überspringen, denn das hier geschilderte trifft natürlich nicht nur auf Gedichte zu, sondern auf jede Literaturform – an der Lyrik jedoch, und damit haben beide Autoren zu tun, lassen sich die Auswüchse der Übersetzungsproblematik am klarsten darstellen.

Hiermit wünschen wir unseren Lesern ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest, sowie ein glückliches neues Jahr! Gleichzeitig bedanken wir uns bei den Autoren, ohne deren Arbeiten das Erscheinen der „Gießener Universitätsblätter“ in den letzten 20 Jahren nicht möglich gewesen wäre.

Die Redaktion

Gesellschaftliche Verantwortung der Universität *

I.

Der Konvent hat mich für acht Jahre zum Präsidenten dieser Universität gewählt. Als Zeichen der Würde und der Bürde des Amtes haben mir Vertreter der Professoren und der Studenten die Rektorenamtskette der Gießener Universität umgelegt. Ich trage diese Kette heute in dem Bewußtsein, nur ein Glied in der langen Kette von bisher 365 Rektoren und 3 Präsidenten der Gießener Universität zu sein. Die Geschicke der Universität sind mir anvertraut worden, damit ich durch meine Amtsführung ihre zeitgerechte Entwicklung fortführe und am Ende meiner Amtszeit meinem Nachfolger oder meiner Nachfolgerin eine solide Basis und vielleicht sogar günstigere Bedingungen, als ich sie heute vorfinde, übergeben kann. Ich bin mir bewußt, keine solitäre Aufgabe übernommen zu haben, sondern in der Tradition einer kontinuierlichen Stabüber- und Weitergabe zu stehen.

Bereits vor meiner Wahl und häufiger noch danach wurde mir nicht selten bedeutet, daß ein Universitätspräsident nie Lob, sondern vor allem Forderungen und Kritik zu erwarten habe. Die Erfahrungen meiner kurzen Amtszeit lehren mich bereits, dem nicht zu widersprechen. Wenn dies für eine lange Amtsperiode von acht Jahren gilt, so sollten wenigstens am Ende der Amtszeit die Verdienste eines Präsi-

denten zur Sprache kommen. Ich erachte es daher als meine Pflicht, heute die Arbeit meines Amtsvorgängers, Prof. Dr. Karl Alewell, zu würdigen.

Herr Kollege Alewell trat sein Amt unter schwierigen Bedingungen an. Sie waren beeinflußt durch die lange schwere Krankheit des Amtsvorgängers, des ersten Präsidenten Paul Meimberg, und wurden vor allem durch den Andrang der geburtenstarken Jahrgänge geprägt – die Zahl der Studierenden stieg von 14 277 bei Amtsantritt 1978 auf 17 568 bis zum Wintersemester 1985/86. Die hohe Überlast der Lehre zeigt sich daran, daß nahezu 70 Prozent der Studienanfänger über die ZVS oder in internen Numerus clausus-Verfahren zugeteilt werden, und an der Tatsache, daß die Gießener Universität die höchsten Zusatzlastmittel aller hessischen Universitäten erhält. Dennoch haben die Zuweisungen von Stellen und finanziellen Mitteln mit der Entwicklung nicht Schritt gehalten. Dies führte zu unbefriedigenden Arbeitsbedingungen und beeinträchtigte besonders gravierend die Forschungsmöglichkeiten.

Der starke Rückgang der Lehramtsstudenten zwang die Universität zu einem Strukturwandel, zu einer Ausstattungsverschiebung zwischen Fachwissenschaften und Fachdidaktiken, um den Anforderungen der nun stärker frequentierten Diplomstudiengänge gerecht werden zu können.

Trotz dieser Widrigkeiten gelang meinem Vorgänger die Erhaltung der Fächervielfalt, insbesondere auch im geisteswissenschaftlichen Bereich. Er verhinderte die

* Rede des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen, Prof. Dr. Heinz Bauer, beim Akademischen Festakt am 8. April 1987 aus Anlaß seiner Amtseinführung (leicht gekürzte Fassung).

immer wiederkehrenden Versuche des Landes, vor allem die kleinen Disziplinen zu Gunsten anderer, studentenzahlintensiver Fächer zurückzudrängen oder einzuschränken.

Für die zukünftige Entwicklung der Universität war es von großer Bedeutung, daß es in dieser schwierigen Situation gelang, das Forschungsspektrum in zukunfts-trächtigen Bereichen zu fördern bzw. eine entsprechende Entwicklung einzuleiten. Ich nenne als Beispiele den Bereich der Molekularbiologie, der Geowissenschaften, der Biochemie, der Informatik, der Agrarwissenschaften, der Kardiologie und die Etablierung einer Forschergruppe der Max-Planck-Gesellschaft in Gießen.

Unsere Universität leidet in vielen Bereichen unter der technisch unzulänglichen Baustruktur. Obwohl die Errichtung öffentlicher Bauten in der Bundesrepublik bekanntlich eine besonders langwierige Angelegenheit ist, sind auch hier beachtliche Erfolge in der Amtszeit meines Vorgängers zu verzeichnen: Der Neubau der bereits während seiner Vizepräsidentenschaft konzipierten Universitätsbibliothek konnte vollendet, die Weichen für den Beginn der Klinikumssanierung endgültig gestellt, ein internationales Begegnungszentrum, das trotz öffentlicher Unkenrufe noch in diesem Jahr fertiggestellt wird, in Angriff genommen und das Schloß Rauschholzhausen, unsere auch über die Universität hinaus begehrte Tagungsstätte, ausgebaut werden. Schließlich konnte ein Biologikum in den Rahmenplan aufgenommen werden. Von letzterem erhoffe ich mir die Erweiterung zu einem interdisziplinären Forschungszentrum, in dem nicht nur Biologen, sondern auch die experimentellen Disziplinen der Agrar-, Umwelt- und Haushalts- und Ernährungswissenschaften in Zukunft einmal erfolgreich zusammenarbeiten werden.

Ich möchte an dieser Stelle im Namen der gesamten Universität Prof. Karl Alewell für seine Tätigkeit als Präsident Anerkennung und Dank aussprechen.

Auch dem am 31. März 1987 turnusmäßig ausgeschiedenen Vizepräsidenten, Prof. Dr. Alfred Söllner, möchte ich Dank sagen. Das Amt des Vizepräsidenten umfaßt zwar weniger Aufgaben als das Präsidentenamts, dafür muß es nebenamtlich geführt werden. Eine wichtige Aufgabe des Vizepräsidenten besteht darin, den Präsidenten notfalls zu vertreten. Er muß normalerweise nicht damit rechnen, die Amtsgeschäfte des Präsidenten für einen längeren Zeitraum voll zu übernehmen, wie sich dies in Gießen für nahezu ein halbes Jahr ergeben hat. Herrn Söllner hat dieses Schicksal getroffen und er hat es in einer für die Universität kritischen Phase mit Bravour gemeistert und durch großes Engagement verhindert, daß das Universitätsschiff aus dem Ruder lief.

Vizepräsident Alfred Söllner hat sich in besonderem Maße der akademischen Lehre gewidmet und einen großen Teil seiner Arbeitskraft darauf verwandt, Konfliktpunkte zu entschärfen, schwierige Situationen zu bereinigen und ausgewogene Lösungen zu finden. Dies gilt auch im Verhältnis zur Studentenschaft unserer Universität. Ihm gebührt für seine Arbeit unser herzlicher und für das letzte halbe Jahr unser doppelter Dank.

Ich möchte einige grundsätzliche Gedanken zur Aufgabenstellung der Universität im Allgemeinen und der Justus-Liebig-Universität im Besonderen in den Mittelpunkt meiner Ausführungen stellen.

II.

Lassen Sie mich mit einem Zitat von Max Planck beginnen: *„Am gefährlichsten sind heute jene, die nicht begreifen, daß das jetzt anbrechende Zeitalter sich fundamental*

von jeder Vergangenheit unterscheidet.“ Er hat dies bereits 1947 gesagt. Ich denke, dies Wort gilt heute noch in gleicher Weise. Was Max Planck damals bereits gesehen hat, wird allerdings weiterhin von vielen verkannt, nicht zuletzt auch von Vertretern der dieses Zeitalter bestimmenden Wissenschaft und Technik. Letztere sind daher – vor allem unter dem Eindruck spektakulärer Unglücke in den letzten Jahren – ins Feuer herber Kritik geraten. Die Angst vor Technikfolgen hat weite Bereiche der Bevölkerung erfaßt, und die Gründe für die Gegenstände der Angst wie Atomkraft, Rüstung, Gentechnik, Chemie, CO₂-Zunahme in der Atmosphäre, Ozonloch sind allgemein bekannt. Art und Inhalte der wirklichen oder vermeintlichen Bedrohungen entziehen sich zunehmend den Verständnismöglichkeiten der meisten Menschen. Der Philosoph Hermann Lübbe drückt diesen Zustand so aus: „Zukunft wird zum Inhalt von Bedrängnis-Erfahrungen.“ Das daraus resultierende Gefühl der Ohnmacht richtet sich gegen die vermuteten Quellen des Übels, leider aber auch gegen die Wissenschaft. Vom Zeitgeist ist so viel die Rede, der dies alles widerspiegeln soll. Der aber ist schwer zu fassen, widersprüchlich und hat sich wohl geteilt. In der Kunst und Architektur führt er zur unverbindlichen historisierenden Postmoderne, in der intellektuellen Szene tendiert er zu Kontemplation und zu politisch neutraler Warte-haltung, in Technik und Industrie sucht er das Heil in den sportlichen Maximen citius, altius, fortius (schneller, höher, mächtiger), in Bürgerinitiativen versucht er mit List, Idealismus, Ideologie und leider hin und wieder sogar mit Gewalt, den Menschen von drohendem Unheil wie Verdatung, Vergiftung, Verarmung, Verhungern oder Vernichtung zu schützen. Es stellt sich die Frage, wo hier die Universität steht. Nimmt sie als gesellschaftli-

che Institution dies alles wahr, und wenn ja, wie reagiert sie? Fühlt sie sich angesprochen, gar herausgefordert? Setzt sie sich mit dem Zeitgeist bewußt auseinander, bietet sie ihm gar Paroli oder ist sie nicht berührt, weil sie sich in einer Art Enklave oder gar immer noch im alten Elfenbeinturm befindet?

Die Herausforderung der Zeitkritiker an Wissenschaft und Technik und damit an die Universität ist nicht zu überhören, und ich denke, sie erfolgt – zumindest teilweise – zu Recht. Was den Bürger ängstigt sind zwar vor allem die Folgen von Technik und Industrieproduktion. Die Voraussetzungen dafür wurden aber von der Grundlagenforschung geschaffen, und diese ist vor allem an den Universitäten angesiedelt. Daraus ergibt sich die Verpflichtung der Universität zur Aufklärung, wo sie not tut, und zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit den bisherigen Folgen von Wissenschaft und Technik.

Die Universität hat aber auch die Chance, zu dem Ort zu werden, an dem die Forschungsinteressen der Wissenschaft und die Belange der Öffentlichkeit – nämlich die Probleme der wissenschaftlich-technischen Welt zu lösen – in Übereinstimmung gebracht werden können. Beide sollten dazu bereit sein, denn sie sitzen sozusagen in einem Boot.

Daraus folgt: Wertfreie Forschung gibt es nicht mehr. Spätestens seit August 1945 hat die experimentelle Grundlagenforschung ihre Unschuld verloren. Die Freiheit der Forschung gibt es nur noch in der Verantwortung der Folgen, die daraus entstehen. Peter Wapnewski begreift die Verantwortung sogar als einen Teil der Definition von besonders anerkannter Wissenschaft.

Die ethische Verantwortung, zu der wir verstärkt aufgerufen sind, muß der Experimentator und Wissenschaftler selbst tragen. Er kann sie nicht den Politikern oder

etwa den Philosophen überlassen, denn „die philosophische Ethik ist“ – laut Odo Marquard – „gegenwärtig durchaus schlecht gerüstet, auf konkrete ethische Fragen konkret zu antworten“. Wenn beispielsweise die Folgen von Forschung und daraus resultierender Technik zu tiefgreifenden Konsequenzen in der Natur führen, z. B. zu einem rasanten Aussterben von Arten in Flora und Fauna, und wenn dies von manchen als Teil oder neue Art der Evolution angesehen wird, indem die natürliche Auslese durch eine von Menschen bewirkte künstliche abgelöst wird, wenn also Artenvernichtung mit natürlichem Artentod gleichgesetzt wird, dann müssen wir auch für die Selektionskriterien geradestehen, die schwierigste Aufgabe, die Menschen wohl je auf sich genommen haben.

Ich verkenne gar nicht, daß die jeweiligen Fachdisziplinen große Anstrengungen in dieser Hinsicht machen. So gibt es z. B. einen Ausschuß unseres Bundestages, der sich mit Nutzen und Risiken der Gentechnik beschäftigt. Er hat sogar empfohlen, eine Reihe von möglichen Anwendungen dieser Technik zu verbieten. Die Tatsache aber, daß er die Einführung einer Versicherungspflicht für Gentechnologen in Erwägung zieht, zeigt einerseits, wie unfähig der Mensch doch für die Rolle des lieben Gottes ist, und andererseits, daß diejenigen, die als Fachleute anzusehen sind, auch die Bedenken derjenigen ernst nehmen müssen, die hier ihre Zustimmung versagen. Und damit komme ich zur zweiten Schlußfolgerung: Diejenigen, die es besser wissen müßten oder zumindest zu wissen glauben, sind moralisch und ethisch verpflichtet, auf die Ängste der Skeptiker – und scheinen deren Gründe noch so laienhaft – einzugehen, aufklärend zu wirken und vielleicht auch Hilfestellung für deren Entscheidungen zu geben. Damit sind genauso die Mütter

gemeint, die nach einem Reaktorunfall nicht mehr zu wissen glauben, wie sie ihre Säuglinge ernähren sollen, wie unsere Studenten, wenn sie sich z. B. gegen die Anwendung von gentechnologischen Methoden wenden; oder es kann erforderlich sein, darüber aufzuklären, daß Laserstrahlen in der operativen oder konservativen medizinischen Behandlung nichts zu tun haben mit den Laserstrahlen, wie sie im bisher größten wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und politisch-militärischen Abenteuer SDI zum Einsatz kommen sollen.

Es genügt aber auch nicht, daß der Wissenschaftler die ethischen Fragen nur für sich selbst oder im engeren Fachkreis abklärt. Er wird nicht umhinkommen, Sinn und Resultat seiner Überlegungen der Öffentlichkeit verständlich zu machen. Hier spreche ich über die Pflicht zur populärwissenschaftlichen Darstellung. Gerade in unserem Land tun sich Wissenschaftler – im Unterschied zum angelsächsischen Bereich – sehr schwer damit. Es gibt da eine falsche Scham, die aus der Erfahrung herrührt, daß man von Fachkollegen ob solchen „unseriösen“ Tuns schnell schief angesehen wird. Bezeichnend ist, daß eine deutschsprachige Zeitung, die sich die Popularisierung der Forschung zum Ziel gesetzt hatte, just zu dem Zeitpunkt den Geist aufgibt, da ein entsprechendes amerikanisches Heft bei uns eine steile Karriere macht.

Schließlich hat der Wissenschaftler heute nicht nur das Recht und die Freiheit, sich seine eigenen Gedanken zu machen, sondern er hat sogar das Recht, diese auch zu verbreiten. Letzteres war lange gar nicht selbstverständlich, sondern ist ein beachtlicher Fortschritt seit Gründung der Universität vor 380 Jahren. Die ältesten auf das Jahr 1609 zurückdatierten Statuten der Gießener Universität, die damaligen Statuten der medizinischen Fakultät,

schrieben nämlich vor, „daß der Professor eigene, noch nicht erwiesene Meinungen, den Studenten nicht zumuten solle“. Die Lehre Galens aus dem 2. Jh. nach Christi war immer noch das Maß aller Dinge zu jener Zeit und der große Paracelsus noch nicht anerkannt.

Ich meine, daß die Verpflichtungen zur Legitimation wissenschaftlichen Handelns heute unter den universitären Aufgaben von Forschung, Lehre und Studium zu subsumieren sind. Wir werden gut daran tun, nicht abzuwarten, bis die Gesellschaft uns an diese Aufgaben mahnt. Die Universität, die Hubert Markl, der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, kürzlich mit einem Ökosystem verglichen hat, muß diese für ihre Selbsterhaltung notwendigen Regulierungen rechtzeitig selbst vornehmen, um Eingriffe von außen, also auch durch die Ministerialbürokratie, zu vermeiden. Es gibt in unserer Zeit genügend Beispiele dafür, daß von außen gesteuerte Eingriffe in Ökosysteme eher zu einer Verschlechterung als zu einer Verbesserung des jeweiligen Systems führen. Solch autonome und überzeugende Selbstregulierung sollte der beste Grund für die notwendige Energiezufuhr, sprich finanzielle Zuwendungen von der Gesellschaft an die Universität, sein. Darauf ist die Universität ja auf Gedeih und Verderb angewiesen. Da sie keine eigene ökonomische Basis besitzt, muß sie um so mehr darauf bedacht sein, ihre geistige und wissenschaftliche Autonomie nicht zu verlieren. Dies wird ihr nur dann gelingen, wenn sie sich im Bewußtsein der Gesellschaft als lebensnotwendige und verantwortungsbewußte Institution behauptet.

Unter „Gesellschaft“ verstehe ich hier vor allem den engeren Raum Hessens in und um Gießen, in den die Universität eingebettet ist. Um die Zustimmung der in diesem Raum lebenden Menschen zu erlan-

gen, muß die Universität im vorher skizzierten Sinne auf sie eingehen. Aber nicht nur dies. Wenn ich in den letzten Wochen in Gießener Tageszeitungen Schlagzeilen lese wie „*Studienort Gießen nicht besonders attraktiv*“ oder „*Universität wird als Fremdkörper empfunden*“, so ist dies gerade in einer Zeit, in der in einzelnen Fächern der Wettstreit der Universitäten um Studenten entbrannt ist, alarmierend. Soweit ich unsere Universität kenne, gehen solche Einschätzungen weniger auf die wissenschaftliche Qualität der Universität und der Forschung und Lehre zurück als auf außeruniversitäre Gegebenheiten. Es herrscht Einigkeit darüber – und dies ist ja auch Ergebnis einer neuen Gießener Studie – daß, zumindest bei Studienbewerbern, neben der örtlichen Nähe zum Wohnort die Attraktivität des Lebensraumes einer Universitätsstadt, ihre Urbanität also, das wichtigste Kriterium für ihre Anziehungskraft ist. Geistiges und kulturelles Klima besitzen heute neben Art und Qualität von Dienstleistungen und Freizeitangeboten einer Stadt und ihrer Umgebung einen außerordentlich hohen Stellenwert.

Das äußere Erscheinungsbild der Universitätsstadt Gießen läßt sich wohl nicht so verändern, daß es mit Städten wie Marburg oder gar Heidelberg oder Freiburg konkurrieren kann. Die Chance der Stadt liegt mehr im inneren Glanz. Es geht um die Liebe auf den *zweiten* Blick, wie es im Universitätsführer heißt. Hier sind vor allem die geistes-, kultur-, gesellschafts- und wirtschaftswissenschaftlichen Bereiche gefordert, an der Erhaltung und Verbesserung einer geistig anregenden Atmosphäre mitzuwirken, die über ein gutes Arbeitsklima hinaus den an der Universität Tätigen die Alma mater als eine im Wortsinn segenspendende, gütige und nährende „Mutter“ empfinden läßt, der man sich zugehörig und bei der man sich zu Hause

fühlt, und die andererseits durch gesellschaftliche Offenheit eine größere Nähe zur Bevölkerung und deren Verbundenheit mit dem universitären Geschehen ermöglicht.

III.

Ich möchte zum Schluß meine Hoffnung ausdrücken auf eine gute Zusammenarbeit aller Abteilungen der Präsidialver-

waltung untereinander sowie mit allen und vor allem im Dienste aller Fachbereiche. Ich hoffe ebenso auf Einvernehmlichkeit zwischen den Gruppierungen und Konventsfraktionen, auch im Sinne einer moralisch und ethisch fundierten Vernunft und als weitere wichtige Voraussetzung für eine erfolgreiche Entwicklung der Gesamtuniversität. Ich selbst verspreche, meine ganze Arbeits- und Geisteskraft der Erfüllung der gestellten Aufgabe zu widmen.

Einhundert Jahre Klinikum auf dem Seltersberg: Gedanken zur Baugeschichte der Medizinischen Fakultät Gießen *

Am 7. Oktober 1607, dem Tag der feierlichen Einweihung der Academia Ludoviciana, ließ sich auf dem Gelände des Collegium Medicum ein gefiederter Bote nieder, der die Medizinische Fakultät Gießen seit nunmehr 380 Jahren als schicksalhaftes Emblem (Abb. 1) begleitet: links der Abdruck des originalen Silberstempels von 1607, rechts die Holzschnittkopie von 1737 und in der Mitte die moderne Nachzeichnung der Insignia Facultatis Medicae. Die damaligen Fakultätsmitglieder wußten, daß es sich um einen glückverheißenden Götterboten handelte, nämlich die Asklepioschlange, die ihnen ein großes Collegium Ludovicianum (Abb. 2) mit Hortus Medicus und Laboratorium Chymicum in Aussicht gestellt hatte. Und tatsächlich: Der massive Bau mit Sternwarte, der 1606 begonnen und 1611 vollendet wurde – so schnell arbeitete damals der fürstliche Baumeister Michael Kersten – bot hinlänglich Platz für alle vier Fakultäten. Niemand konnte freilich damals ahnen, daß der Renaissancebau erst 1838 im

Alter von 227 Jahren abgerissen werden sollte, ein Alter, an dem gemessen unsere einhundertjährigen Kliniksbauten geradezu noch als jung erscheinen müssen.

Erhalten geblieben ist aus dieser frühen Zeit bekanntlich der bereits 1609 angelegte Hortus Medicus, der heute sogar der älteste an seinem ursprünglichen Ort belassene Botanische Garten Deutschlands ist. In diesem Hortus Medicus arbeitete schon 1612 ein Laboratorium Chymicum (Abb. 3). Wie aus einem so kleinen Laboratorium Chymicum ein so hohes Chymikum (Abb. 4) hat werden können, erfüllt die heutigen Bewohner der Klinikskeller mit Erstaunen und läßt sie an eine Fata Morgana denken.

Mit dem Collegium Ludovicianum, dem Hortus Medicus und dem Laboratorium Chymicum war die Universität Gießen und ihre Medizinische Fakultät vielen Universitäten ihrer Zeit voraus. Daher vermochte sie auch – sogar bis zur Stunde – dem Schicksal ihrer Leidensgefährtinnen Paderborn, Rinteln, Altdorf, Osna-brück und Duisburg zu entgehen. Der Grund dafür ist einfach: Die Alte Medizinische Fakultät Gießen durfte sich zweier Förderer erfreuen: Der eine war der Universitätsstifter, Landgraf Ludwig V., der laut Dekanatsbuch „*dem laboratorio chymico öfter einen Wagen Kohlen schenkte*“, damit der Schornstein rauchte. Der andere war Kaiser Rudolf II. selbst. Er hatte nicht nur am 19. 5. 1607 die Universität Gießen ins Leben gerufen, sondern war als hochgeborener Grübler ein Mäzen von

* Der Vortrag ist mit 90 Lichtbildern in Dreifachprojektion konzipiert und am 24. 6. 1987 gehalten worden. Da sich Text und Bild ergänzen, müssen ohne die vollständige Bildwiedergabe Lücken entstehen und Bezüge verlorengehen. Hierfür wird um Verständnis gebeten. Bis auf die Abbildungen 23 und 25, die Herrn Prof. Dr. H. Rettig bzw. Prof. Dr. E. Habermann verdankt werden, entstammen alle Illustrationen dem Bildarchiv des Instituts für Geschichte der Medizin, deren Wiedergabe nur dank der großzügigen Unterstützung durch Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Ringleb hier möglich war.



Abb. 1: Das Siegel der Medizinischen Fakultät Gießen.

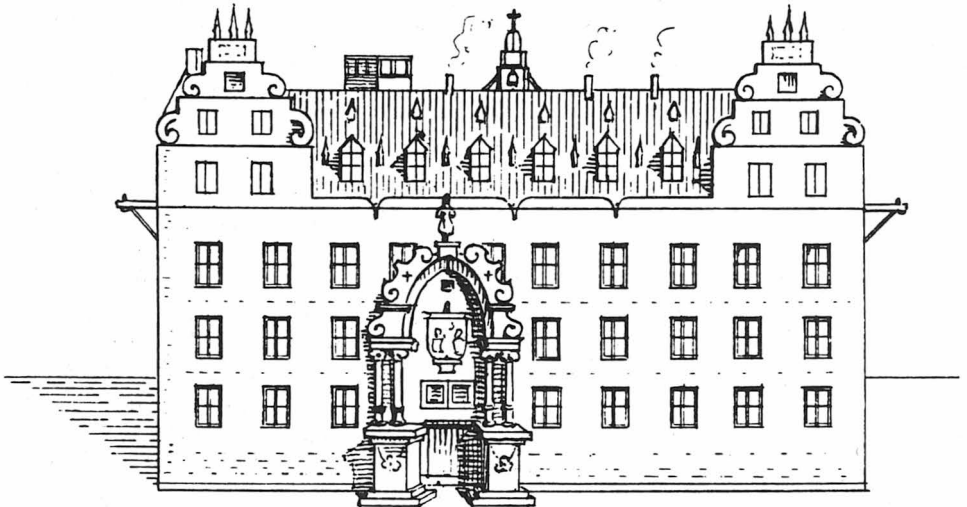


Abb. 2: Das Collegium Ludovicianum.

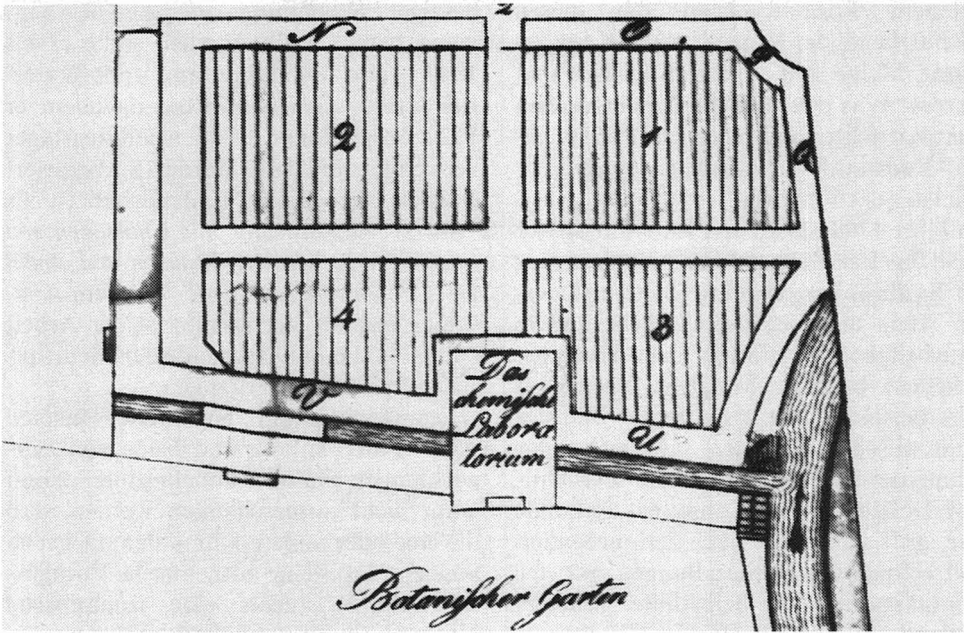


Abb. 3: Der Hortus Medicus mit dem Laboratorium Chymicum.



Abb. 4: Das Chemicum.

seltenem Format. Man hat diesen „Schutzherrn der Künste“ einen Kauz genannt. Meine sehr verehrten Damen und Herren! Was der heutigen Medizinischen Fakultät fehlt, sind nicht nur die „Kohlen“ Ludwigs V., sondern ein „kauziger“ Minister der Finanzen!

Im Jahre 1768 – also rund 160 Jahre später – sah das Fakultätseblem bereits so aus: ein Basilisk, dessen Blick tötete und dessen Atem alle Vegetation, insbesondere Bauvorhaben, verdorren ließ. Die aussichtslose bauliche Situation beleuchten zwei Beispiele. Das erste ist der Bau des Anatomischen Theaters (Abb. 5). Der Mann, der viermal Rektor und sechzehnmal Dekan der Medizinischen Fakultät war, griff schließlich nach zermürbenden und erfolglosen Verhandlungen mit der Administration zur Selbsthilfe: Michael Heiland stiftete 1693 fünfzig Gulden zur Errichtung eines Anatomischen Theaters. Der Bau, der privater Initiative und hoch-

herziger Schenkung entsprungen war, stand bereits 1708. Freilich sollte er bis 1849 – also 150 Jahre lang – als Unterrichtsstätte dienen müssen, nachdem er 1722 ausgebrannt, 1796 als Kriegslager verwendet und 1812 notdürftig repariert worden war. Dieser Heilandsbau ist als „wüstes Amphitheater mit Unmengen von Speckkäfern, Motten, Wanzen und einem Heer geschwänzter Gäste“, die dem Anatomen bei der Verrichtung seiner Arbeit halfen, in die Baugeschichte der Medizinischen Fakultät eingegangen.

Unglaublich klingt das zweite Beispiel. Aber: Falls Anfang und Ende von Entwicklungen einander ähneln sollten, dann kann nicht ausgeschlossen werden, daß die eine oder andere Klinik demnächst so aussieht: links eine authentische Fotografie (Abb. 6), rechts eine romantische Nachempfindung mit Federvieh und dazwischen die nüchterne Beschreibung des Dekans und Ordinarius für Chirurgie,



Abb. 5: Das Theatrum Anatomicum.



Abb. 6: Das alte Bürgerhospital und spätere Pfründnerheim.

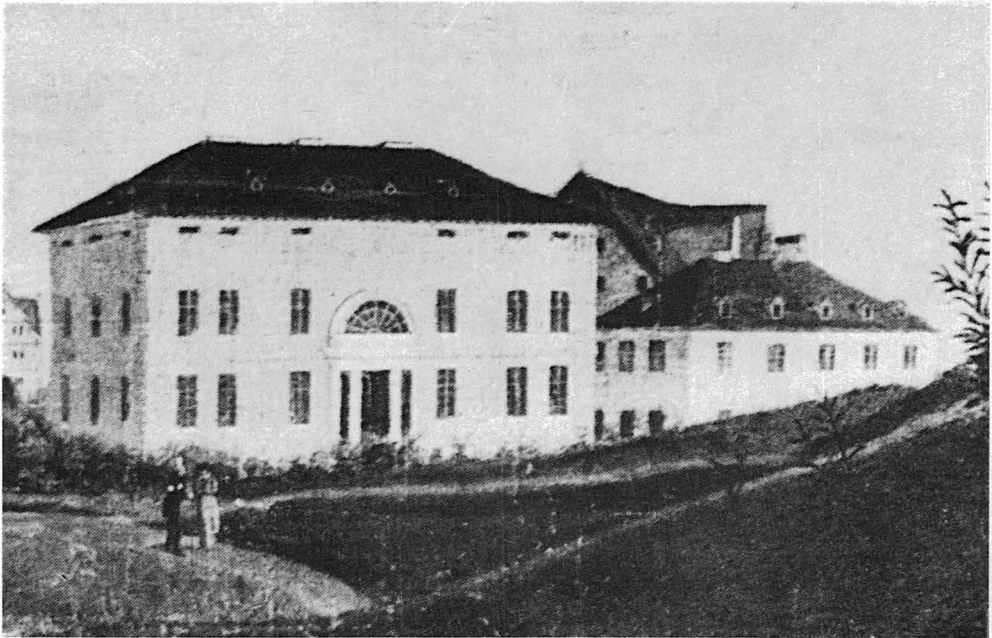


Abb. 7: Die Accouchieranstalt mit Direktorwohnhaus.

Heinrich Bose, vom Jahre 1884:

Dieses Hospital war ein gewöhnliches kleines Wohnhaus und zwar unter der Zahl von schlechten Wohnhäusern, die damals Gießen besaß, eines der schlechtesten. Als Krankenhaus zeichnete sich dasselbe lediglich durch Betten und deren Insassen aus, jedwede anderweitige Hospitaleinrichtung fehlte.

Was Sie sehen, ist das um 1700 erbaute und 1960 im Alter von 260 Jahren abgerisene Bürgerhospital in der Sandgasse der Stadt Gießen. Mit 19 Zimmern für 24 Kranke war dieses spätere Pfründnerheim lange Zeit neben dem Militärlazarett das einzige Hospital in Gießen, dessen sich auch die Medizinische Fakultät bedienen mußte. Im benachbarten Stockhaus hat z. B. Ernst Ludwig Wilhelm Nebel 1809 „Übungen in der Geburtshilfe“ angekündigt. Unverbesserliche weibliche Individuen pflegten nämlich hier niederzukommen. Diese unhaltbaren Zustände führten wie so oft in der Geschichte der Medizinischen Fakultät Gießen zu Neubauplanungen, an deren mühseligem Ende sogar die

erste Universitätsklinik Gießens stand: die Accouchier- oder Engagieranstalt (Abb. 7), wie sie der Volksmund nannte. Doch sollte es erneut nicht ohne eine Schenkung vorangehen. Denn der erste Antrag von 1772 scheiterte ebenso wie die übrigen an den Administrationsorganen. Erst als Großherzog Ludwig I. bei seinem Regierungsantritt 1790 zum Bau der Hebammenlehranstalt 10 000 Gulden stiftete und die Medizinische Fakultät nach 18jähriger Verzinsung dieser Stiftungssumme die Mittel für den Bau in Höhe von 22 000 Gulden zusammengetragen hatte – Sie sehen, die Medizinische Fakultät hat schon früh das Sparen gelernt –, wurde der Bauantrag im Jahre 1808 genehmigt. Nach vierzig Jahren Antrags- und vier Jahren Bauzeit stand das Gebäude 1812 im Rohbau da. Eröffnet wurde die Anstalt am 15. 11. 1814, so daß die Frauenklinik 1989 auf 175 Jahre Bestehen zurückblicken kann. Machen wir uns jedoch nichts vor: Friedrs Gebäranstalt in

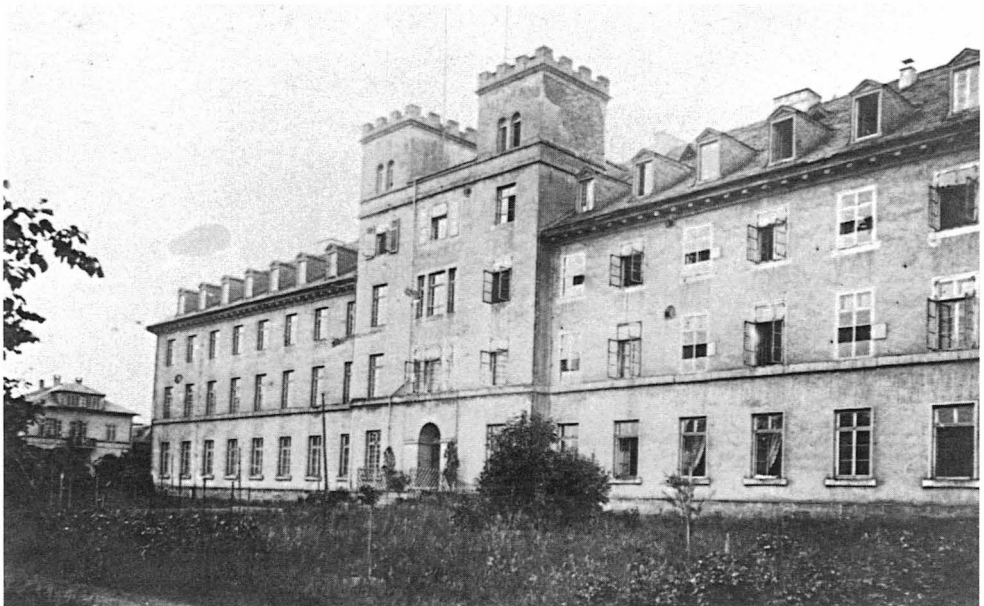


Abb. 8: Das Akademische Hospital.

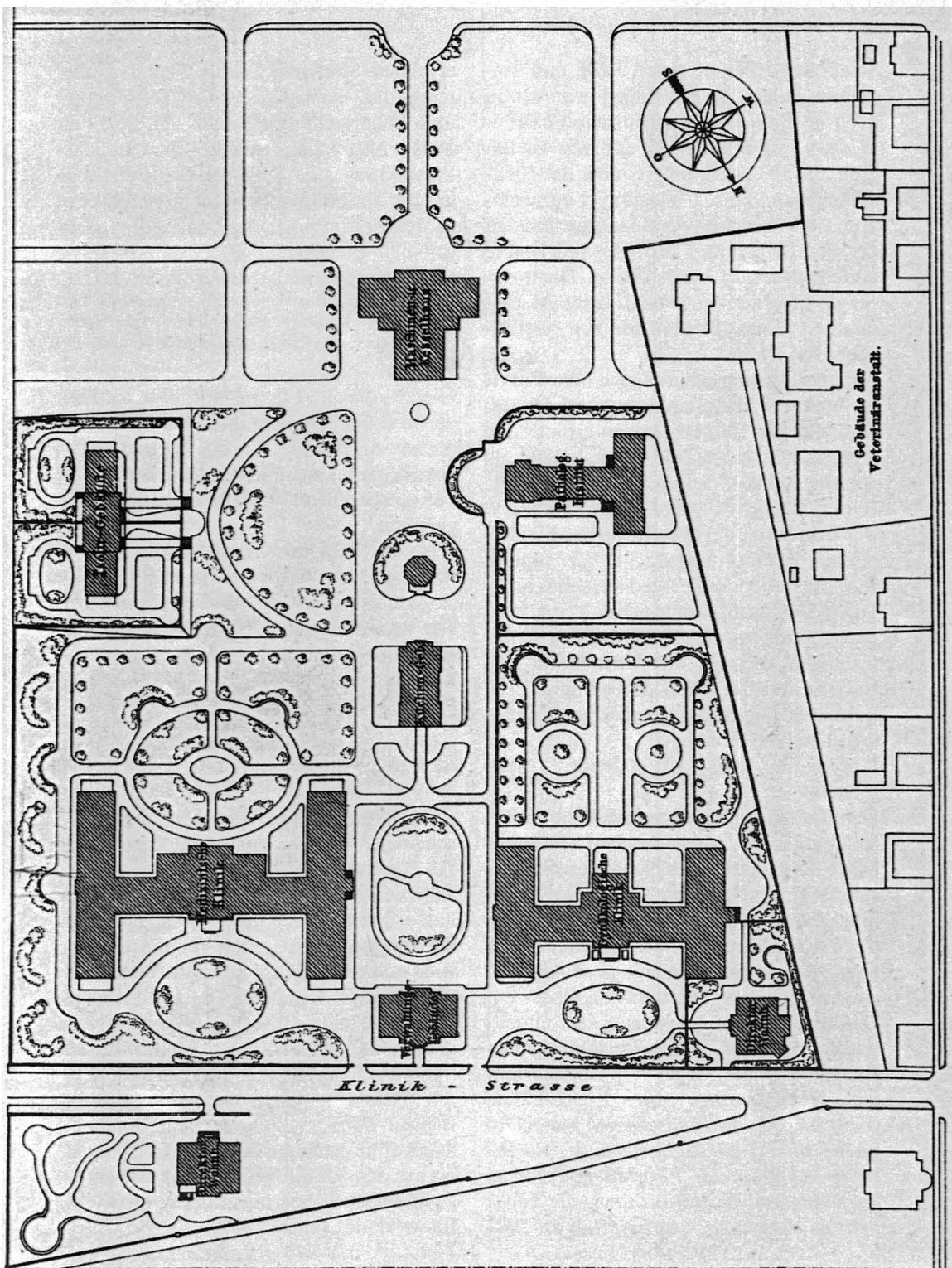


Abb. 9: Lageplan der unter Franz Riegel 1887 begonnenen „Kliniken Seltersberg“.

Straßburg arbeitete schon 1728, und Oslanders Palast in Göttingen war schon 1785 im Bau. Die Medizinische Fakultät Gießen hinkte hinterher und war zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine der rückständigsten. Das Collegium Ludovicianum und Theatrum Anatomicum standen vor dem Einsturz. Chirurgie und Innere hatten weiterhin keine Bleibe. Denn der für sie projektierte Neubau eines Akademischen Hospitals kam nie zur Ausführung. Ein Omen?

Zur Ausführung kam dagegen ein Provisorium von besonderer Art und Dauer. Die 1819 für 100000 Gulden erbaute Infanterie-Kaserne wurde am 5. 7. 1830 als Akademisches Hospital (Abb. 8) eröffnet. In dem 67 auf 18 Meter großen Gebäude war jedoch nur der Westflügel der Medizinischen Fakultät zugedacht. Hier fanden 1832 im 1. Stock die Medizinische, im 2. Stock die Chirurgische und im 3. Stock die Augenklinik samt der Pathologie in 48 käfigartigen Zimmern ihre Unterkunft, wobei jede der drei Kliniken über jeweils 10 Betten verfügte. Ein Vergleich mit anderen Orten bleibe erspart!

Soweit die wenig ermutigende Vorgesichte.

Den Kampf um eine angemessene Unterbringung der Medizinischen Fakultät nahm der zu Ostern 1879 nach Gießen berufene Internist Franz Riegel auf. Mit ihm, dem Begründer, Erbauer und ersten Verwaltungsdirektor der Kliniken auf dem Seltersberg, sollte eine neue Ära und ein beispielhafter Aufschwung einsetzen. Das Fakultätseblem verlor sein unheilvolles Aussehen. Dank der ihm eigenen Energie erlangte Riegel vom Ministerium die Neubausage für 8 Gebäude (Abb. 9): „*die medizinische und gynäkologische Klinik, das Isoliergebäude, die Direktorwohnung, das Verwaltungsgebäude, das pathologische Institut sowie die Küche und das Kesselhaus.*“ Anfang August 1887

erfolgten Spatenstich und Grundsteinlegung des Isolierhauses für Diphtherie- und Scharlachranke und am 28. Juli 1890 – also 3 Jahre später – die feierliche Einweihung aller 8 Gebäude gleichzeitig mit der Enthüllung des Liebig-Denkmal. In der Festnummer des Gießener Anzeigers hieß es dazu:

Um 10 Uhr betraten Se. Königl. Hoheit und Se. Großh. Hoheit Prinz Heinrich die medicinische Klinik, von Sr. Magnifizenz dem Rektor und Herrn Prof. Riegel in das festlich geschmückte Auditorium geleitet.

Gießen, die alte Musenstadt, prunkte wieder in festlichem Schmuck! Die Fakultät, die wie ein Phoenix aus der Asche zu steigen begann, verzichtete natürlich nicht auf entsprechende Gaumen- und Ohren-genüsse.

Über die Medizinische Klinik, die 800000 Mark gekostet hatte und deren Pflegesätze damals zwischen 2 und 10 Mark pro Tag lagen, urteilte 1904 der Riegel-Schüler Franz Volhard:

Wenn heute jeder Besucher dieses Musterinstitutes entzückt ist von der herrlichen Lage, der Übersichtlichkeit der Anordnung, den hellen und luftigen Krankensälen, dem großartigen Laboratorium, so ist das Riegels Verdienst, der selbst den Platz ausgesucht, den Plan im großen und kleinen entworfen hat.

Dem Planer Riegel wird man dabei bescheinigen dürfen, was schon der Hospital-Theoretiker Philibert Delorme im 16. Jahrhundert vom Architekten gefordert hat: er müsse drei Augen haben, eines für die Vergangenheit, eines für die Gegenwart und eines für die Zukunft. Wenn sich uns Riegels Klinik heute so darbietet (Abb. 10), dann sollten wir aber nicht vergessen, daß sie am 6. 12. 1944 so aussah (Abb. 11). Das gilt auch für die Frauenklinik (Abb. 12). Allein das Pathologische Institut (Abb. 13) entging dem Bombenhagel ohne größeren Schaden. Es ist daher bis auf den Sektionssaal-Anbau das einzige im wesentlichen unverändert erhaltene Bauwerk des Jahres 1887.



Abb.10: Die Medizinische Klinik 1987 (Vorderansicht).



Abb.11: Die Medizinische Klinik am 6.12. 1944 (Rückansicht).



Abb. 12: Die Frauenklinik am 6. 12. 1944.



Abb. 13: Das Pathologische Institut.

Das einzige Gebäude, das damals geplant und nicht gebaut wurde, war der Pferdestall für den Verwaltungsdirektor Riegel. Das Automobil hatte inzwischen seinen PS-Siegeszug angetreten.

Dem Erdboden gleichgemacht wurde dagegen das 1895 begonnene und bereits am 21. 11. 1896 eingeweihte Hygiene-Institut, das mit seinen Laboratorien, seinem Kurssaal mit 48 Plätzen, dem Tierstall und der bakteriologischen Untersuchungsstelle mustergültig war. Georg Gaffky, der als Marinearzt sich 1879 als einer der wenigen beim Untergang des *Großen Kurfürsten* schwimmend nach Folkestone hatte retten können und am 1. 4. 1895 Fürst Bismarck die Glückwünsche der Universität Gießen zum 80. Geburtstag in Friedrichsruh überbrachte, war es gelungen, der „*jammervollen Unterbringung*“ seines Faches in Liebigs Laboratorium, das 1893 abgebrannt war, ein rasches Ende zu bereiten.

Dagegen fristete das „*Stiefkind der Fakultät*“, die Pharmakologie, die ebenfalls im Hygiene-Institut hätte einziehen sollen, weiterhin ein trostloses Dasein. Professor Gaehtgens, dem „*Rittergutsbesitzer in Livland*“, der an einer Neurose des Nervus recurrens litt, wurde „*wegen verderblicher Verunreinigungen und Schalleitung*“ weder der Stall für den „*Normalhund*“ noch der Lattenverschlag zur Aufbewahrung von „*Alkohol, Äther und Benzol*“ genehmigt. Der Protest:

ich halte es für unzulässig, dem Direktor des pharmakologischen Instituts wider seinen Willen diejenigen Räume zu nehmen, welche ihm bei seiner Berufung durch den Kanzler im Auftrage des Gh. Ministeriums zugesichert worden sind...

half schon damals nichts. Die Pharmakologie mußte das Buchheimsche Institut im 3. Stock des Hauptgebäudes zugunsten der Administrationsorgane quittieren. Dafür hält sie bis heute den Fakultätsrekord: in 120 Jahren 9 Unterbringungen!

Volle 60 Jahre, die längste Antragszeit überhaupt, benötigte die Klinik für Psychisch-Nervöse. Ritgen hatte zwar schon 1835 ein *Hospital für heilbare Irre an der Landes-Universität* gefordert, doch gelang es erst Georg Ludwig, dem Begründer der Landesirrenanstalt Heppenheim, im Jahre 1879, gemeinsam mit dem *Hilfsverein für Geisteskranke in Hessen* die Regierung zu dem Beschluß zu bewegen, „*die zur Erbauung einer Irrenklinik notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen*“. Die ebenfalls nach den Plänen von Riegel ab 1891 im Pavillonsystem erbaute und von Robert Sommer am 25. 2. 1896 eröffnete Psychiatrische Klinik (Abb. 14) galt zu ihrer Zeit als eine der fortschrittlichsten.

Zum Reigen der Kliniksbauten, den Riegel 1887 mit der Medizinischen Klinik, der Frauenklinik und dem Pathologischen Institut eröffnet und 1896 um die Psychiatrische Klinik und das Hygiene-Institut erweitert hatte, kamen 1907 – drei Jahre nach Riegels Tod – die Augenklinik und die Chirurgie hinzu.

Der Ophthalmologie eine würdige Stelle und den hessischen Augenkranken eine klinische Behandlung zu verschaffen, war das Ziel von Adolf Vossius gewesen. Ihm ist dafür zu danken, daß er sich trotz vieler Neider – die Bausumme lag bei 1 Million Mark – mit dem Argument durchsetzte, er baue mit den Lehren der Vergangenheit für die Gegenwart und die Zukunft. Diese Zukunft dauert bis zur Stunde. Das Ergebnis war die architektonisch schönste und mit 130 Betten – vor Leipzig mit 100 Betten – größte Augenklinik (Abb. 15) des Deutschen Reiches. Die im August 1907 eingeweihte Klinik hat bislang den Reißbrettstrategen unter den Abrißplanern widerstanden.

Dies gilt im wesentlichen auch für die im November 1907 unter Peter Poppert für 700 000 Mark fertiggestellte Chirurgische Klinik (Abb. 16), die auf einem Gelände

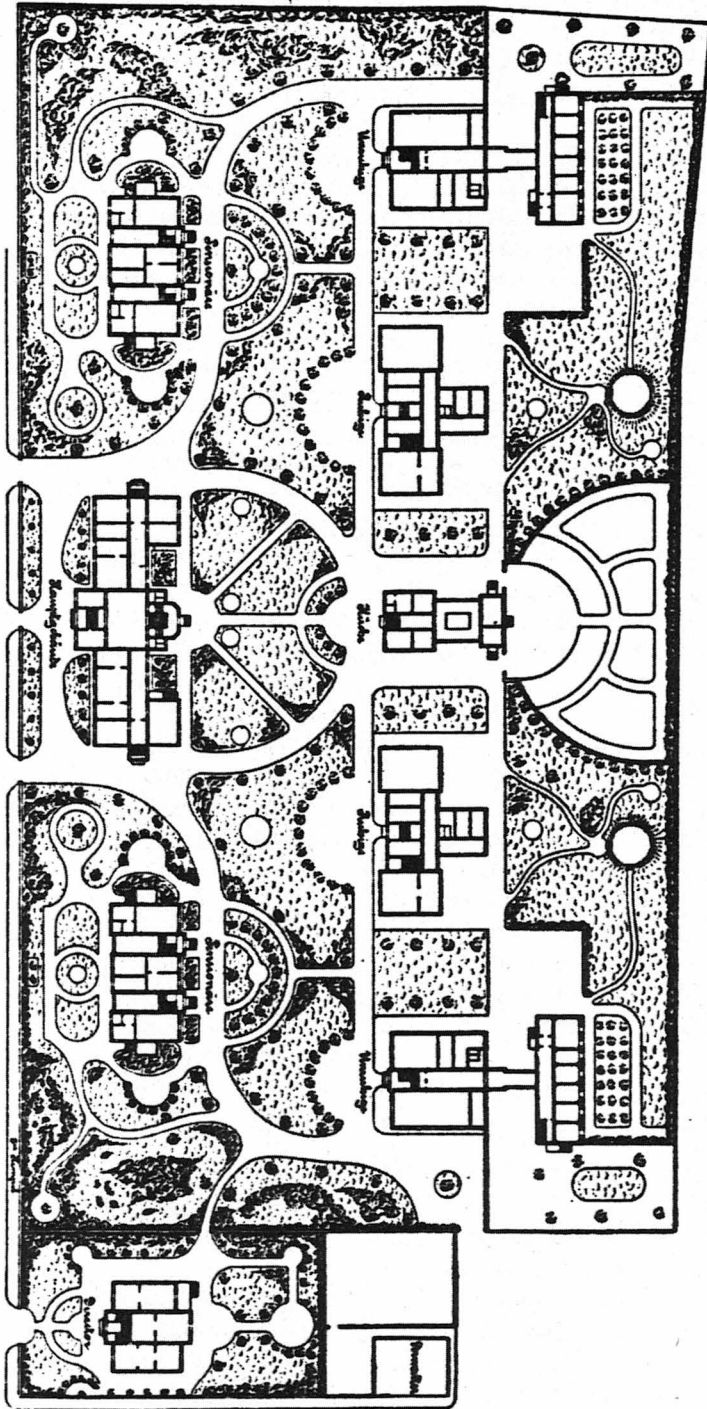


Abb. 14: Lageplan der Psychiatrischen Klinik.



Abb. 15: Die Augenklinik.

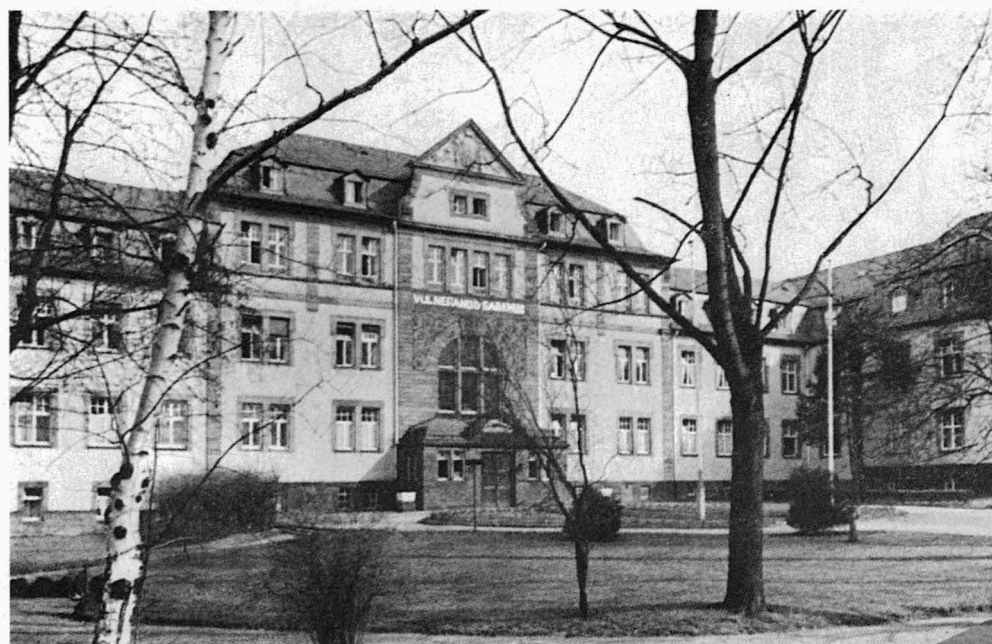


Abb. 16: Die Chirurgische Klinik.

von 23 000 m² einen Gebäudekomplex für 200 Kranke umfaßte. Es versteht sich von selbst, daß die ursprünglich mit 1 Oberarzt und 7 Assistenten arbeitende Klinik heute dringend der baulichen Sanierung und Erweiterung bedarf. Für den Einsichtigen ist an die Stelle des *Vulnerando sanamus* über dem Portal schon längst das *Aedificando sanabimur* als *dura necessitas* getreten. Doch ist das mit der Einsicht der Verantwortlichen so eine Sache, wie die Geschichte der Kinder- und Ohrenklinik zeigt.

Was die Kinderklinik (Abb. 17) betrifft, so besaß Gießen dank der *Ernst Ludwig- und Eleonoren-Stiftung* sowie der *Groß. Zentrale für Mutter- und Säuglings-Fürsorge in Hessen-Darmstadt* bereits 1912 als eine der ersten deutschen Universitäten eine derartige Anstalt. Doch hat die Fakultät auch als vorletzte aller deutschen Medizinischen Fakultäten erst 1933 ein Ordinariat für Kinderheilkunde erhalten. Ge-

rade in Gießen hatten die Geburtshelfer und Internisten dem Pädiater den Säugling nicht kampflös überlassen.

Der Bau der Ohrenklinik (Abb. 18) kam sogar erst nach scharfen und mit letzter Konsequenz geführten Auseinandersetzungen zustande. Ernst Hermann Max Leutert, der im Wachhaus der Alten Kaserne mit seinen Patienten ein herbes Schicksal erleiden mußte, blieb es vorbehalten, den Bau der Ohrenklinik durch seinen Rücktritt als persönlicher Ordinarius im Jahre 1909 unter ostentativem Verzicht auf Pension zu erzwingen. Schon 1913 konnte Carl von Eicken sie beziehen und 1928 das 4. Ordinariat für HNO nach Rostock, Graz und Halle begründen. Zugleich unterstand von Eicken die als einzige ihrer Art in Europa 1930 vom Hessischen Heilstättenverein in Gießen geschaffene Heilstätte Seltersberg für Tuberkulose der oberen Luftwege (Abb. 19). In ihrer unmittelbaren Nähe war bereits



Abb. 17: Die Kinderklinik.



Abb. 18: Die Ohrenklinik.



Abb. 19: Die Heilstätte für Tuberkulose der oberen Luftwege.

1913 die erste Lupusheilstätte Deutschlands, das *Dietzhaus* (Abb. 20) entstanden, das wegen des großen Zulaufs aus dem In- und Ausland – zwischen 1913 und 1938 allein 7000 geheilte Lupuspatienten – durch das *Neumannhaus* im Jahre 1926 ergänzt werden mußte. In diesem *Dietzhaus* war anfangs auch die Hautklinik untergebracht, bis diese 1914 ihren Zentralbau und in den Jahren 1924–1927 ihre Flügelbauten erhielt.

Schaut man zurück auf die Entwicklung, die 1887 mit der Erbauung der Medizinischen Klinik, der Frauenklinik und dem Pathologischen Institut begonnen hatte, 1896 über die Psychiatrische Klinik und das Hygiene-Institut, 1907 über die Chirurgie und Augenklinik zur Kinderklinik von 1912, zur HNO-Klinik von 1913 und zur Hautklinik von 1914 führte, dann müssen die damals im Rahmen einer vorausschauenden Baukonjunktur unternommenen Anstrengungen heute wehmü-

tig stimmen. Das kleine Gießen hatte innerhalb weniger Jahre die meisten Universitäten, selbst die in den großen Städten, überholt. Dies gilt besonders auch mit Blick auf die zur gleichen Zeit neu erbaute Veterinärmedizinische Fakultät (Abb. 21).

Selbst nach dem Ersten Weltkrieg ebte die Bautätigkeit keineswegs ab. Hinzu kamen 1927 das Physiologische Institut mit Observatorium (Abb. 22), 1931 die Orthopädische Klinik (Abb. 23) als Privatklinik des *Hessischen Fürsorgevereins für Krüppel*, die am 1. April 1961 dem Land Hessen für den symbolischen Kaufpreis von DM 1,- übereignet wurde, und 1939 der Erweiterungsbau der Medizinischen Klinik. Auch die Frauenklinik (Abb. 24) erhielt damals ihre Flügelbauten und die Pharmakologie 1935 sogar ein neues Institut, das jedoch wie z. B. das Anatomische Institut oder die Kinderklinik dem Bombenangriff am 6. 12. 1944 völlig zum Op-



Abb. 20: Das Dietzhaus.

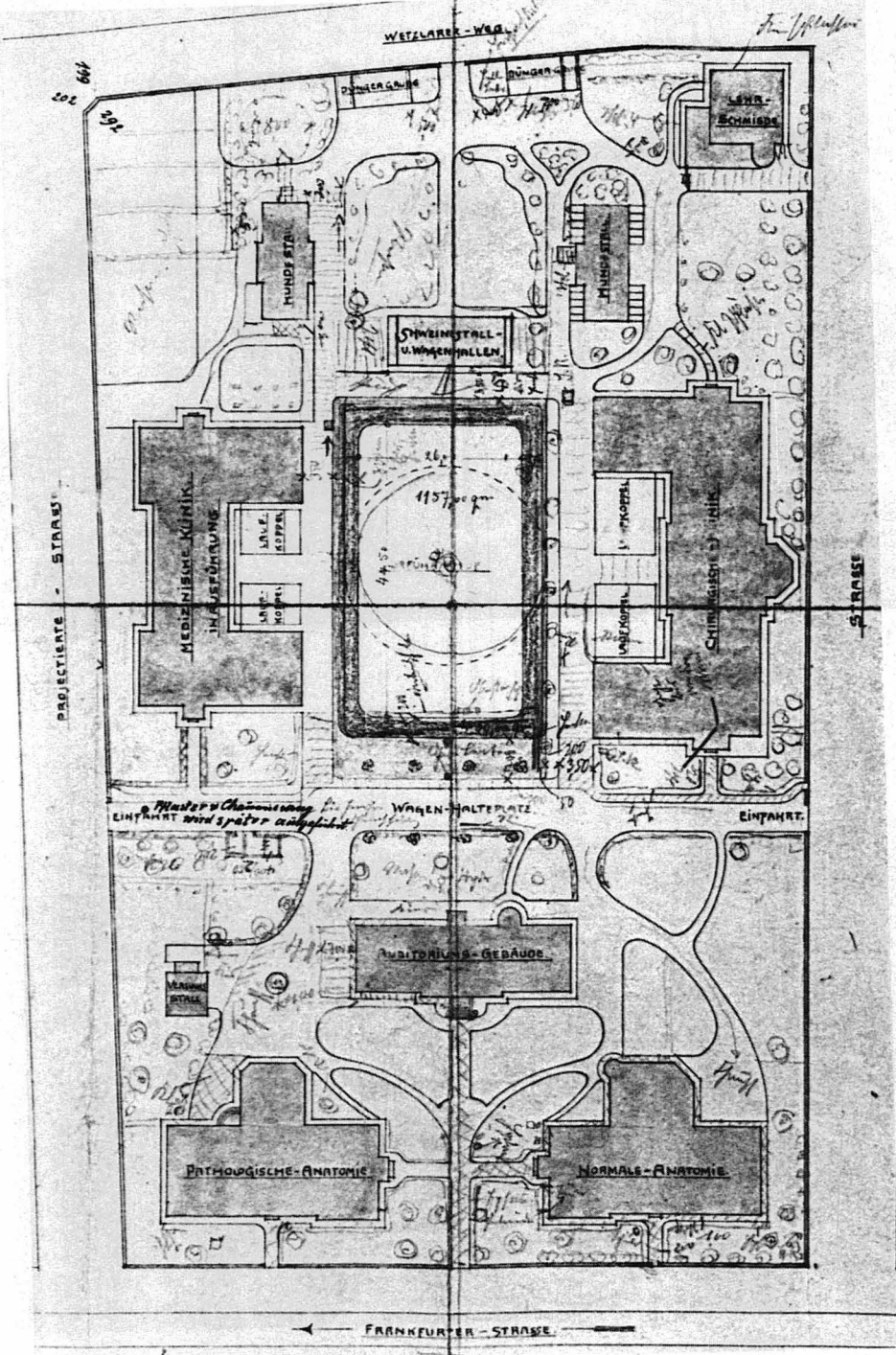


Abb. 21: Lageplan der Neubauten der Veterinärmedizinischen Fakultät.

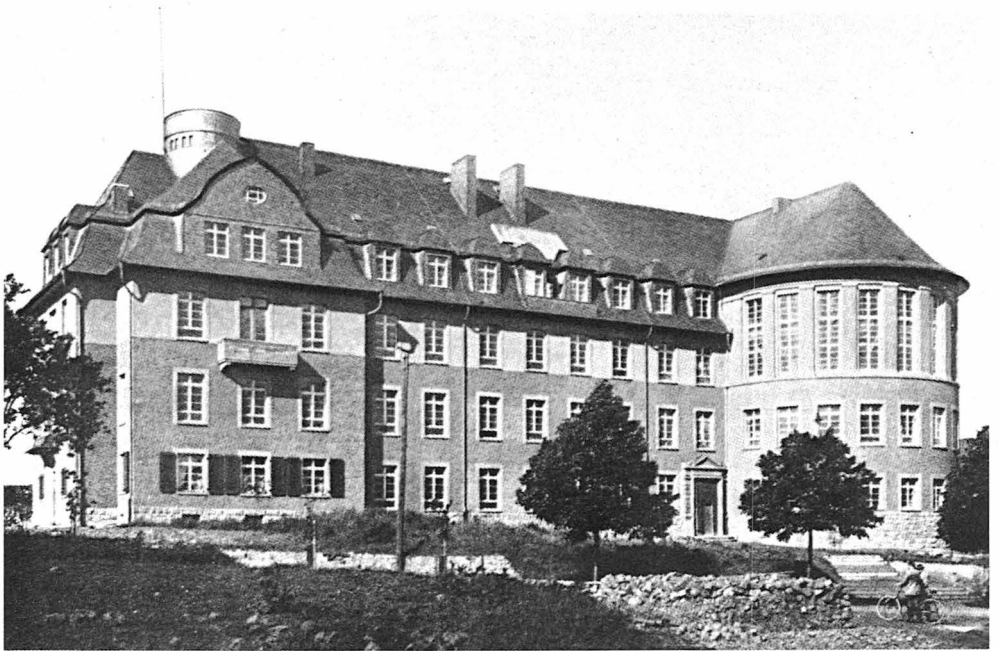


Abb. 22: Das Physiologische Institut.



Abb. 23: Die Orthopädische Klinik.

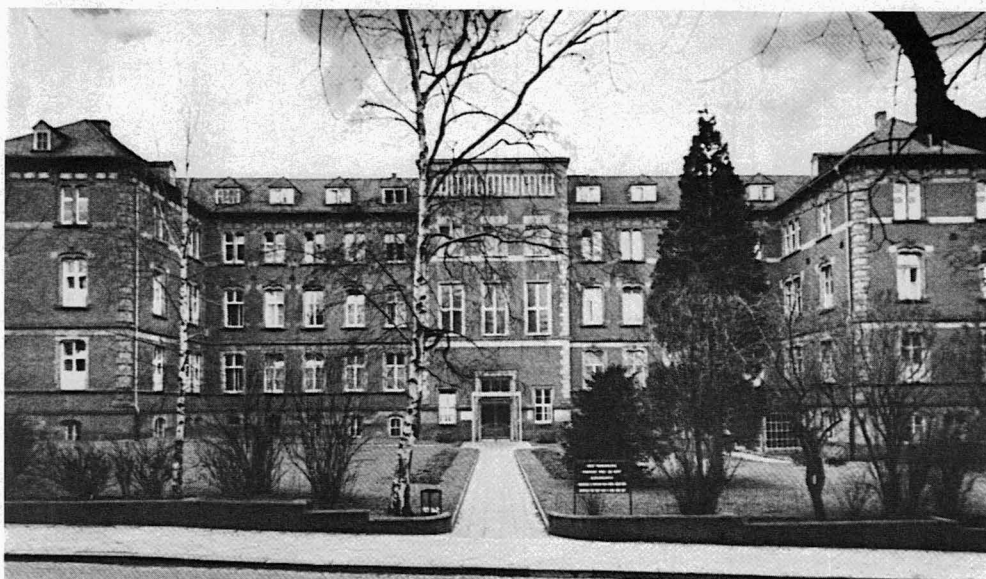


Abb. 24: Die Frauenklinik.

fer fiel (Abb. 25). Was danach kam, ist wenig rühmlich und dokumentiert das wachsende Desinteresse an der Medizinischen Fakultät Gießen. So belegen Fakten, daß die Kinderklinik von 1944–1972, also 28 Jahre, auf ihr Haus warten mußte, die Anatomie sogar 31 Jahre (1944–1975), nachdem die 1844 erbaute Alte Anatomie 1944 restlos zerstört worden und der geplante Neubau nicht über das Modell hinausgekommen war. So kann es auch nicht verwundern, daß bis heute aus der Empfehlung des Wissenschaftsrates vom Juni 1979 noch nichts geworden ist, unverzüglich mit der Neubautätigkeit zu beginnen und gegebenenfalls andere Vorhaben des Hochschulbaues in Hessen zurückzustellen, weil der Zustand des Klinikums nicht mehr mit den Anforderungen an eine Universitätseinrichtung zu vereinbaren ist. Mit diesen Wartezeiten sind wir wieder mitten im 18. Jahrhundert, als z. B. die Erbauung der Accouchieranstalt 40 Jahre (1772–1814) in Anspruch nahm und die Zahl der ordentlichen Professoren der

Medizin um 80%, nämlich von 5 Stellen auf 1 Stelle reduziert wurde. Ein schlimmes Exminister-Wort, das sich nicht erfüllen möge, hat erst jüngst wieder auf eine derartige Vita minima der Medizinischen Fakultät Gießen abgezielt. Nimmt man die übrigen Tatsachen hinzu, daß das Theatrum Anatomicum 150 Jahre und das Collegium Ludovicianum 227 Jahre den Zwecken der Fakultät dienen mußten, Chirurgie und Ophthalmologie ihr erstes Domizil anlässlich der Dreihundertjahrfeier von Universität und Fakultät im Jahre 1907 erhielten, das Theatrum Anatomicum, das Accouchierhaus, die Kinderklinik und die Orthopädische Klinik Privatstiftungen zu verdanken sind und die Ohrenklinik durch einen spektakulären Rücktritt erzwungen wurde, dann tauchen böse Ahnungen auf. Doch Geschichte, selbst Baugeschichte, wiederholt sich nicht und aus ihr zu lernen, fällt schwer. Dennoch: Exempla historica können mahnen! Ein solches Menetekel habe ich beim Studium der Baugeschichte unserer



Abb. 25: Das Pharmakologische Institut am 6.12.1944.

Fakultät gefunden. Da es weitgehend unbekannt ist, darf ich es zum Schluß vor Augen führen:

Als die Zustände 1827 im Anatomischen Theater jeder Beschreibung spotteten, setzte etwas für die Fakultät Typisches ein: die Planung eines neuen Anatomischen Theaters im Forstbotanischen Garten durch den fürstlichen Baumeister P. Arnold. Der prunkvolle klassizistische Bau (Abb. 26 und 27) mit Portikus und Flügeln in dreifacher Arkatur, mit Pantheon, ionischen Säulen, Bodenmosaiken und Kassettendecken wurde 15 Jahre lang mit großem finanziellen Aufwand geplant und 1842 sogar genehmigt. Der alte Baumbestand war bereits gefällt und das Erdreich ausgehoben. Errichtet wurde das Anatomische Theater aber nie. Honny soit qui mal y pense!

Aber selbst wenn diese oder jene Baumaßnahme gelingen sollte, was wir uns alle wünschen, das Ergebnis wird kaum ein *High-Tec-Medical-Center* sein, in dem der *homo patiens* vom vollautomatisierten ho-

mo medico-electronico-kyberneticus am laufenden Sanitärband entwöhnt, entschlackt, entwässert, entseucht, entfettet, entgiftet oder gar in subterranean Frigidarien im künstlichen Koma auf die Reise in die Zukunft geschickt wird. Mögen Ernst Jüngers *Gläserne Bienen* auch noch so hoch schwirren, mag auch zum TÜV der MÜV, der Medizinische Überwachungs-Verein, hinzutreten, die „*Medizin zur Montagekunst*“ aufsteigen und der „*Mensch zum Mischmasch aus Hirnstammanalyse, Paläontologie und Mythenzauber*“ herabsinken, wie es Gottfried Benn formuliert hat, das Emblem unserer Medizinischen Fakultät dürfte auch weiterhin für manch schmerzliches Bescheiden sorgen und uns an seine Aussage erinnern: NHΦE! Sei nüchtern! Sei ohne Illusionen!

Ich wünsche unserem 100 Jahre alten Klinikum, unserer 380 Jahre alten Fakultät endlich das ihren Leistungen verdientermaßen zustehende adäquate Haus!

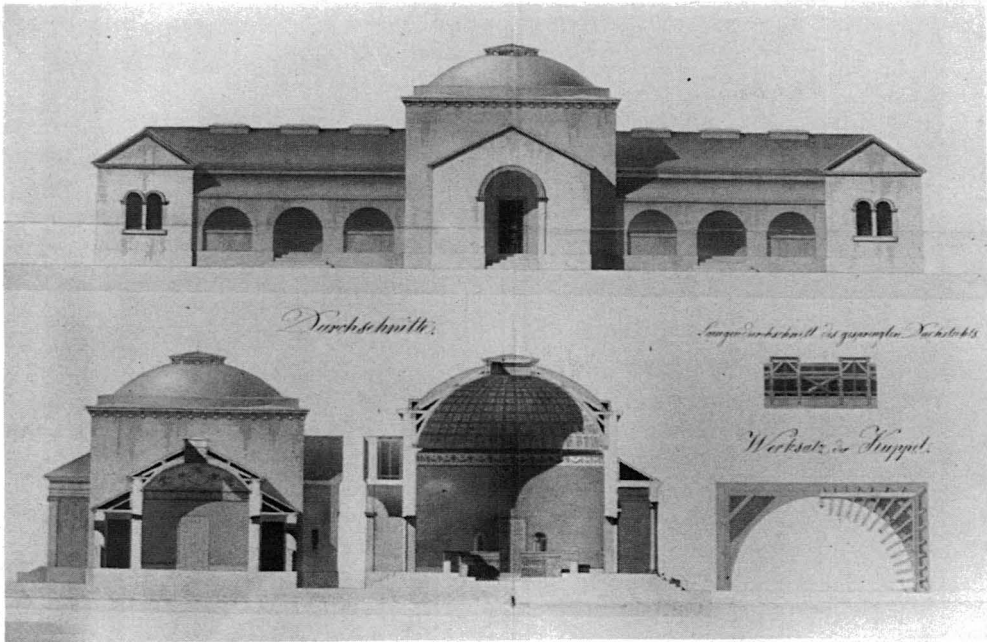


Abb. 26: Das geplante, aber nie erbaute Anatomische Theater.

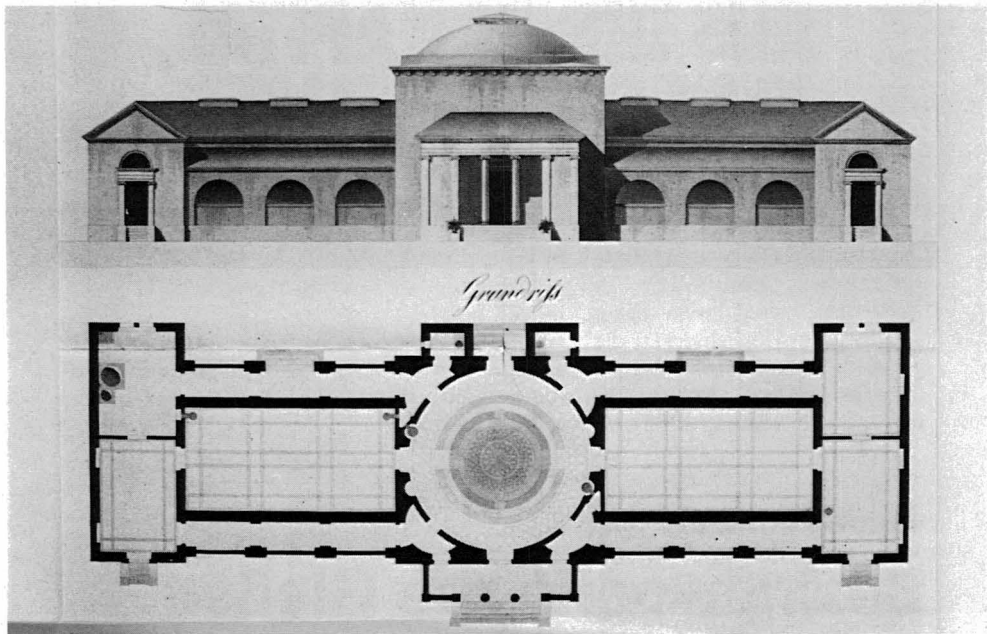
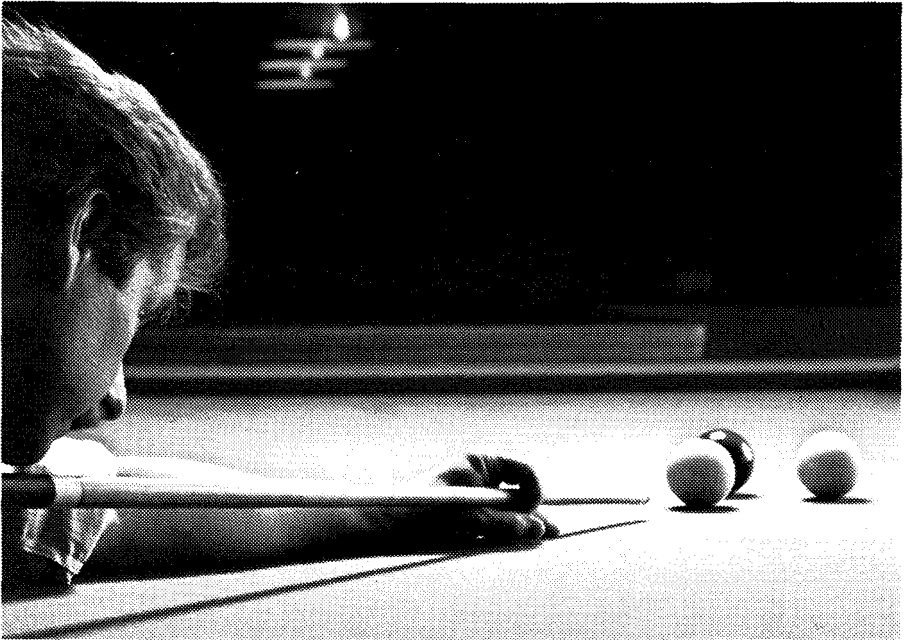



Abb. 27: Das geplante, aber nie erbaute Anatomische Theater.



MACHEN SIE AUS IHREM KAPITAL, WAS SIE VERMÖGEN

Geld zu verdienen ist eine Sache – es richtig anzulegen eine andere.

Als Arbeitnehmer sind Sie gut beraten, sich für -Gewinnobligationen zu entscheiden. Denn dieses Sparkassenwertpapier bietet Ihnen neben hoher Rendite alle Möglichkeiten, die vermögenswirksamen Leistungen des 936-DM-Gesetzes voll auszuschöpfen. Das bedeutet für Sie: Förderung mit dem höchsten

Sparzulagensatz von 23 bzw. 33%, plus garantierter Mindestverzinsung, zusätzlich einer gewinnabhängigen Zusatzverzinsung, deren Höhe sich nach der Ertragslage Ihrer Sparkasse richtet.

Sprechen Sie mit unserem Geldberater – auch wenn die Höhe Ihres Einkommens keine staatliche Sparzulage mehr zuläßt.

wenn's um Geld geht

Bezirkssparkasse Gießen



weil Leistung zählt.

Geragogik – ein Aufgabenbereich der Pädagogik

Der Stellenwert von Medizin und Pädagogik in der Gerontologie

Obwohl der Begriff *Geragogik/Geragoge* (Pädagogik des alten, alternden Menschen)¹ bereits seit dreißig Jahren (1956) Eingang in die wissenschaftstheoretische Nomenklatur gefunden hat, wird für das Insgesamt wissenschaftlichen Bemühens um den Prozeß des Alterns einheitlich der Terminus *Gerontologie* benutzt. Folgt man den lexikalischen Erklärungen, so wird auch heute noch die Gerontologie überwiegend als „ein Teilgebiet der Medizin“ verstanden, das sich mit Alterungsvorgängen bzw. mit den verschiedenen Krankheitsverläufen in diesem Lebensbereich befaßt.

Eine solche Zuordnung macht verständlich, daß die insbesondere von der Soziologie und Psychologie erfolgten Beiträge des Alterungsprozesses – die Menge der hierzu vorliegenden Publikationen wie auch die Vielzahl der empirischen Forschungsergebnisse bestätigen das – in der praxeologischen Umsetzung vielfach im Bereich des Medizinalsystems angesiedelt sind bzw. dort einfließen, wie es z. B. die Bezeichnung *Medizinische Psychologie* als integrative Kraft zwischen somatisch orientierter und psychologisch orientierter Medizin² zum Ausdruck bringt. Im Gegensatz zum Medizinalsystem hat dieser Lebensbereich im Bildungssystem bislang eine mehr rudimentäre Beachtung gefunden.

Es kann somit nicht verwundern, wenn selbst in der Gegenwart die Wissenschaftsdisziplin Pädagogik mit keinem

Wort Erwähnung findet und damit schlichtweg ausgespart wird, wollte man der von kompetenter Stelle erfolgten Zuweisung einer solchen Aufgabe folgen:

Die Herausforderung an uns alle, an alle Gerontologen – Ärzte, Biologen, Psychologen, Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler, aber auch an alle anderen Disziplinen, die sich mit der Frage des Alterns befassen (Architekten, Städteplaner – Politiker nicht ausgeschlossen) – heißt heute: Was kann man und muß man tun, um den Alternsprozess rechtzeitig zu beeinflussen...³

Wohl macht die Multidimensionalität des Alterungsprozesses ein kooperatives Zusammenwirken gerontologischer Disziplinen unabdingbar, den pädagogisch zu beeinflussenden Gegenstandsbereich muß die Erziehungswissenschaft jedoch noch identifizieren und als Geragogik bzw. Gerontagogik (Bollnow)⁴ aufgreifen.

Unbeschadet der teilweise recht divergierenden Theorieansätze hat eine pädagogische, so auch heilpädagogische Hinwendung zum alten/alternden Menschen zumindest den Erziehungsversuch zu gewährleisten, der primär vom dialogischen Bezug determiniert wird.

Diesen Aufgabenbereich konkretisiert eine nunmehr abgeschlossene Survey-Studie⁵ zur Problematik alter/alternder Menschen aus heilpädagogischer Sicht, der über 5000 verwertbare Daten einer über die gesamte Bundesrepublik sich erstreckenden Befragung zugrunde liegen.

Die tödliche soziale Schere

So steht die insbesondere zwischen dem 50. und 75. Lebensjahr rapide fallende Selbsteinschätzung des Gesundheitszu-

stands in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der weit auseinanderklaffenden Schere vorhandener und damit möglicher, in der Wirklichkeit jedoch nur geringfügig zur Geltung kommender Aktivitäten. Diese Diskrepanz wird von den Betroffenen als Abseitsstellung, als Isolation und Vereinsamung empfunden und mündet ein in eine allgemeine Resignation, was wiederum ein Absinken der Lebenskraft zur Folge hat.

Sind die Vorteile eines Verbleibens in vertrauter Umgebung, im eigenen Wohnbereich, unbestritten, so bedarf es zur Erhaltung der Lebenskraft (= Lebensfreude, -bejahung) in erster Linie stabilisierender psychohygienischer, psychotherapeutischer wie auch präventiver Maßnahmen, die mit und durch ein neu zu schaffendes Berufsbild, das des Geragogen, zu gewährleisten sind. Denn grundsätzlich gilt, daß der *moderne* Senior über Wissen, Erfahrung und hohes Verantwortungsgefühl verfügt, daß er *mitten* im Geschehen bleiben und möglichst lange seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit behalten will.

Die Ursachen dieser Vereinsamung sind evident. Angesichts der Tatsache, daß die Menschen – vor allem der männliche Teil der Bevölkerung – (bislang) nicht gelernt haben, aus dem Arbeitsleben ohne Beeinträchtigung in das Renten- bzw. Pensionsalter überzuwechseln, daß anstelle des gerade bei den 50- bis 75jährigen vorhandenen enormen Aktivitätspotentials die wirklichen Ressourcen einer entsprechenden Betätigung und Aktivierung eng begrenzt sind, geht der *soziale Tod* dem biologischen voraus.

Diese Feststellung ist leicht nachprüfbar. Jede Gemeinde, jede Stadt vermag Auskunft zu geben über die Anzahl ihrer fünfzigjährigen und älteren Einwohner. Vergleicht man hierzu jedoch die Anzahl der 65jährigen und älteren Bürger, so bestä-

tigt sich jedesmal, daß in diesem Zeitraum von fünfzehn Jahren mehr als die Hälfte dieser Personen verstorben ist. Die hohe Mortalität resultiert nicht ausschließlich aus dem biologischen Abbauprozess und der in ihrem Gefolge einhergehenden Erkrankungen, sondern wird nicht unmaßgeblich von der sogenannten *tödlichen sozialen Schere* (= Isolation und Vereinsamung) mitverursacht.

Die Folgen des bislang fehlenden Bildungsanspruchs

Wohl nehmen sich kirchliche Organisationen, Volkshochschulen, „Universitäten des 3. Lebensalters“ und Seniorenverbände in regelmäßigen oder spontanen Veranstaltungen der besonderen Interessen und Bedürfnisse dieser immer größer werdenden Bevölkerungsgruppe an, dennoch ist der Gesamtanteil bei diesem Bildungsbemühen verschwindend gering.

Ist diese begrenzte Wirkung einerseits von individuellen und/oder regionalen Impulsen abhängig, so wird sie in einem größeren Kontext nicht unwesentlich auch von der Frage nach dem Sinn des Lebens determiniert.

Seit mehr als zehn Jahren (1974) versucht das Allensbacher Institut für Demoskopie diesen dauernd sensibel auf alle gesellschaftlichen und politischen Vorgänge reagierenden Orientierungsprozeß empirisch faßbar zu machen und zu beobachten.

Dabei zeigt sich, daß es phasenweise über größere Zeitstrecken hin, aber auch im Blick auf einzelne Menschen oder soziale Gruppen, zu großen Orientierungsschwierigkeiten und gefährlichen Desorientierungen kommen kann. Die im Augenblick immer noch ansteigende Tendenz zu einem immer stärkeren Selbstbezug der Menschen (um nicht Egoismus zu sagen), zu einer deutlich ichbezogenen Lebensori-

entierung in allen Altersgruppen, zu einer gesteigerten Glücks- und Lebensphilosophie, signalisiert den *Rückzug ins Private*. Wenn man die Allensbacher Daten insgesamt in den Blick nimmt, kommt man zu dem Befund, daß Lebensfreude und Glück immer mehr im kleinsten, im vertrauten und überschaubaren Raum individueller, meist sogar familialer Beziehungen gesucht werden.

Dieser Rückzug ins Private als Folge einer immer unüberschaubareren, technisch immer komplizierteren und zugleich auch immer kälter werdenden Gesellschaft – so die oftmals erhobenen Vorwürfe – könnte als eine instinktive Reaktion zur Lebenserhaltung aufgefaßt werden. In Wirklichkeit erweist sich dieser Rückzug aber als trügerischer Balanceakt. Denn in dem Augenblick, wo es im eng umgrenzten Privatbereich zu einschneidenden Veränderungen kommt, dies vor allem beim Tode des Ehepartners, bei der Wohnungsaufgabe, bei Veränderung der Einkommensbezüge usw., tritt das Gefühl des Unnützeins, des Abgeschobenseins, der Vereinsamung um so stärker und nachhaltiger auf. Besonders betroffen sind dabei diejenigen Personen, deren Rentenbezüge unter 1 000,- DM monatlich liegen.

Der Geragoge – ein neues Berufsbild

Das Institut für Heil- und Sonderpädagogik der Justus-Liebig-Universität Gießen hat deswegen ein neues Berufsbild entwickelt, das des Geragogen. Durch eine verstärkte pädagogische Hinwendung zum alternden Menschen soll die Erhaltung einer selbständigen Lebensführung optimal gewährleistet, der Verkümmern sozialer Beziehungen im dritten Lebensabschnitt vorgebeugt, Isolation und Vereinsamung verhindert werden.

Die Einbeziehung des Bildungssystems innerhalb der Gerontologie ist ein erforder-

liches und notwendiges Pendant zum Medizinalsystem, das sich bislang überakzentuiert dargestellt hat; denn ältere Menschen brauchen viel mehr als eine nur ärztliche Betreuung.

Insofern handelt es sich um eine bedeutsame bildungs- und damit sozialpolitische Aufgabe. Es gilt zu betonen, daß es sich dabei *nicht* um eine Klientelisierung dieses Personenkreises handelt, sondern um Überlegungen und Maßnahmen, diese Personen im dritten Lebensabschnitt verstärkt zu aktivieren, sie in das Gesellschaftsleben unvermindert bzw. wieder einzubeziehen, um sie damit optimal in ihrem eigenen Wohn- und Lebensbereich zu belassen.

Die ersten Bestrebungen einer geragogischen Ausbildung in der Bundesrepublik, die seit Februar 1987 in Zusammenarbeit mit dem Bildungswerk der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft in Gießen als ABM-Projekt angelaufen sind, dienen gleichzeitig mit der praxeologischen Bewährung den weiter zu spezifizierenden Bildungsinhalten eines initiierten entsprechenden Diplomstudienganges an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Die bisherige Resonanz bei der Konzeption dieses Berufsbildes kann durchweg als positiv und angesichts des tatsächlichen Bedarfs auf dem Arbeitsmarkt als aussichtsreich bezeichnet werden. Dennoch sollte man die immanenten Konflikte nicht übersehen: Medizinalsystem versus Bildungssystem, das (unterschwellige) Kompetenzgerangel zwischen Soziologie, Psychologie und Erziehungswissenschaft, das Verhältnis von Heilpädagogik zur allgemeinen Pädagogik, die notwendige Abgrenzung zwischen den Tätigkeitsmerkmalen eines Sozialpädagogen und Geragogen, die sich ergebenden Schwierigkeiten angesichts des Föderalismus in der Bundesrepublik und vor allem die stets im Vordergrund stehende Kostenfrage.

Der Entwicklung einer methodisch fundierten Geragogik steht jedoch eine Vielzahl von Vorurteilen entgegen. Einige davon sind weit verbreitet. Aber das Argument, „für ein paar Lebensjahre lohnt sich die Mühe nicht“, wird durch den weit über die durchschnittliche Lebenserwartung hinausragenden Altershorizont derjenigen widerlegt, die bereits den ersten Abschnitt des Seniorendaseins erreicht haben.⁶

Aus dem Gesamt der teils unterschiedlichen Bewertung bedarf es einer ersten Stellungnahme, um zum Zwecke einer einheitlichen Vorgehensweise die hierzu weiterführende Diskussion zu eröffnen.

Das Berufsbild des Geragogen im möglichen Meinungsstreit

Vorstellungen bzw. Forderungen einerseits, daß durch Vermehrung und Verbesserung der institutionellen Leistungen der soziale Wohlfahrtsstaat weiter perfektioniert werden müsse, stehen andererseits Ansichten gegenüber, die eine Ent-Professionalisierung und Ent-Institutionalisierung sozialer Leistungen als erforderlich erachten, um statt dessen das Augenmerk mehr auf das (naturwüchsige) Wiedererstarken primärer Selbsthilfesysteme in Familie und Nachbarschaft zu richten. Der Zwang zur Selbstbestimmung wird dabei als produktive Annahme der Herausforderung verstanden.

Da aber beide Positionen – zumindest im Bereich der Altenselbsthilfe – das Potential der Betroffenen verfehlen⁷, sollte die wirkliche Bedeutung des tätigen Geragogen in der Flankierung und Stimulierung von Selbsthilfe in Richtung Kooperation bei gleichzeitig umfassender Dezentralisierung sozialer Administration gesehen werden:

Die Kompetenz, soziale Probleme unter rechtlich oder professionell definierten Standards einzuordnen, sollte zurücktreten hinter der Fähigkeit zur Gestaltung non-direktiver Relationen des Aushandelns, Beratens und Begleitens; Kompetenz muß eher vermittelt als „angewendet“ werden, Professionalität muß sich in höherem Maße reflexiv auf die „Klienten“ beziehen.⁸

Insofern bewegt sich dieses Konzept zwischen Scylla und Charybdis; denn mit der Anleitung, Hilfestellung, Befähigung und Optimierung des alternden/alten Menschen zur eigenen Lebensgestaltung, was mit erziehungswissenschaftlicher Nomenklatur als *pädagogischer Takt* (Herbart), *pädagogischer Bezug* (H. Nohl) oder als *Dialog* (Platon) zu kennzeichnen ist, verbindet sich zwangsläufig dennoch eine Professionalisierung.

Gilt es darum, die jetzt schon absehbaren demographischen Umbrüche zu bewältigen, so kann die Institutionalisierung des Geragogen im öffentlichen Dienst nicht als Überstrapazierung unserer sozialen Sicherheitssysteme verstanden werden. Denn mehrfache Kalkulationen geben zu erkennen, daß sich durch das Berufsbild des Geragogen die in diesem Bereich ansonsten anfallenden sozialen Leistungen erheblich minimieren lassen. Wenn es gelingt – und darum sollte es ja vornehmlich gehen –, durch das Wirken des Geragogen in seinem Tätigkeitsbereich nur(!) zehn Senioren vor der Überweisung in ein Altersheim lediglich für ein einziges Jahr zu bewahren, so beansprucht bei dieser Minimalrechnung die anfallende Vergütung eines Geragogen lediglich ein Drittel der sonst erforderlichen Gesamtkosten.

Bei einer solchen bildungs- wie sozialpolitisch notwendigen Maßnahme sollte jedoch nicht der Rechenstift entscheidend sein, sondern die ethische Verpflichtung wie auch das Wissen, daß eine Gesellschaft verarmt, ja verarmen muß, wenn der Blick auf die Einbindung der Älteren in die Gesellschaft insgesamt verlorengeht.

Geragogik – ein Aufgabenbereich der Heilpädagogik?

Dem Aufruf des Verbandes Deutscher Sonderschulen e. V., Fachverband für Behindertenpädagogik, zur Mitarbeit fol-

gend, über „das bisher mehr schulisch zentrierte Aufgabenfeld der Sonderpädagogik“ hinaus „... Beispiele für eine ‚außerschulische Sonderpädagogik‘ zu sammeln“⁹, wurde das Institut für Heil- und Sonderpädagogik der Justus-Liebig-Universität Gießen dazu bewogen, das hier vorgestellte Berufsbild des Geragogen als weitere Anregung für die Überlegungen einer Behindertenpädagogik vorzuschlagen.

Während in einem eher natürlichen Selbstverständnis bislang die Geragogik als ein Aufgabenbereich der Heilpädagogik ausgewiesen wurde¹⁰, erscheint es aus Gründen der erforderlichen Standortbestimmung dennoch notwendig, eine solche Zuordnung erst einmal mit einem Fragezeichen zu versehen.

Versteht man – auf einen einfachen Nenner gebracht – unter Pädagogik die wissenschaftlich begründete Lehre von Erziehung und Unterricht, so trifft das in gleicher Weise auch für eine *Besondere Erziehung*¹¹ zu, unbeschadet, ob angesichts der historischen Rekonstruktion implizite der unterschiedlichen Behinderungsbegriffe man diese als Heilpädagogik, Sonderpädagogik oder Pädagogik der Behinderten bezeichnen möchte.¹²

Es handelt sich somit um ein Teilgebiet der Allgemeinen Pädagogik. Eine Abgrenzung bzw. Unterscheidung besteht lediglich in dem besonderen Erziehungsauftrag, der im Gegensatz zur sogenannten Regelpädagogik als Dennoch-Pädagogik zu umschreiben ist, gilt die Hinwendung doch all jenen, die – aus vielerlei Ursachen – sich als behindert erweisen und deren Bildungsamkeit besondere Maßnahmen zur Voraussetzung hat.

Die handlungsinnergierende Spannung bei diesem Personenkreis zwischen ihrem So-Sein und Sein-Sollen¹³ läßt sich mit den üblicherweise praktizierten Konzepten und Vorgehensweisen nicht ausglei-

chen, so daß eine Heil- bzw. Sonder- bzw. Behindertenpädagogik als eine Lehre von Erziehung und Unterricht unter erschwerenden Bedingungen zu kennzeichnen ist.

Das Ziel einer solchen Pädagogik wird von Sigfrid Gauch treffend in einer *Ethik der Verantwortung* gesehen:

... das Erziehungsziel Verantwortung im umfassenden Verständnis als Ziel der Erziehung überhaupt und im differenzierten, weniger eingeschränkten als modifizierten Verständnis auch als Erziehungsziel der Heilpädagogik gelten zu lassen.¹⁴

Angesichts des biologisch bedingten Abbauprozesses beim alternden/alten Menschen, angesichts der nicht nur beim Wechsel vom Berufsleben in den Ruhestand zunehmenden und bedrohenden Vereinsamung und Isolation, angesichts einer starken Außen- und Fremdbestimmung des Menschen bedarf es für diesen Personenkreis in gleicher Weise, wie es in den Empfehlungen der Bildungskommission *Zur pädagogischen Förderung behinderter und von Behinderung bedrohter Kinder und Jugendlicher*¹⁵ zum Ausdruck kommt, der heilpädagogischen Verantwortung, der besonderen Hinwendung. Insofern wäre es legitim, wenn die Geragogik in den Systemordnungen als Teiltheorie der Behindertenpädagogik im Stellenwert des Ganzen verstanden und entsprechend einbezogen wird, zumal sie auch in einer neuerdings vorgeschlagenen Wissenschaftssystematik namentlich noch nicht aufgeführt ist; es sei denn, man wollte sie ohne besondere Nennung unter dem Begriff der Sozialpädagogik einbezogen wissen.¹⁶

Dennoch bedarf es einer Klärung, ob bei den vielfach zur Anwendung kommenden Paradigmata als Rekonstruktion wirkender Theorien der Erziehung von Behinderten¹⁷ die Geragogik so ohne weiteres mit dem Begriff Behindertenpädagogik gleichzusetzen ist, wenn bei der praktischen Umsetzung in Handlungskompe-

tenzen das sog. *interaktions- und gesellschaftstheoretische Modell* auch hier vordergründig ist.

Wollte man entsprechend der drei Grundfassungen von historisch um Zentralbegriffe versammelten Theorien jedoch anstelle der Bezeichnung *Heilpädagogik* sich der Bezeichnung *Pädagogik der Behinderten* bedienen, so ergibt sich möglicherweise die Gefahr, daß Geragogik und Behindertenpädagogik synonym gesetzt werden. Eine solche Gleichsetzung kann nicht nur zu einer mißverständlichen Einschätzung, sondern – wenn auch ungewollt – zu einer Stigmatisierung führen.

Die sich hier andeutenden immanenten Schwierigkeiten dürften zu umgehen sein, wenn die Heil- (Sonder- bzw. Behinderten-)pädagogik sich unvermindert als fester Bestandteil einer Allgemeinen Pädagogik versteht.

Bei einem solchen Verständnis entgeht sie gleichzeitig der möglichen Unterstellung, daß man aus einer gewissen Anmaßung heraus diesen speziellen Aufgabenbereich der Geragogik okkupieren und in eine Wissenschaftssystematik der Behinderten mehr oder minder konstruiert subsumieren möchte.

Gibt sie sich in Forschung, Lehre wie auch praxeologischer Umsetzung des geragogischen Anliegens lediglich als richtungweisend zu erkennen, dann wäre sie in gleicher Weise wie am Beispiel von Maria Montessori wiederum nur ein Kairos (Funke), ein Impulsgeber; denn das, was die Pädagogik von Montessori auszeichnet und nunmehr zu einem pädagogischen Allgemeingut gemacht hat, ist entstanden aus dem Umgang mit einer speziellen Personengruppe, wo es gleichfalls einer besonderen Erziehung, einer heilpädagogischen Erziehung zur Verantwortung bedurfte.

Angesichts der Tatsache, daß der Lebensbereich des alten/alternden Menschen im

Bildungssystem bislang eine eher untergeordnete Beachtung gefunden hat, ist es durchaus berechtigt, wenn im sonderpädagogischen Raum, gerade weil in ihm die interdisziplinäre Verflechtung am stärksten zum Tragen kommt, Vorstellungen zur Kenntnis und damit Positionen bezogen werden, die – so ist zu wünschen – letztlich von der Erziehungswissenschaft dann insgesamt mitgetragen, mitentschieden und damit gemeinsam verantwortet werden.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. *Mieskes*.
- ² Vgl. *Egger*.
- ³ *Lehr*, S. 189.
- ⁴ Vgl. *Eirmbter*.
- ⁵ Vgl. *Bartel*.
- ⁶ *Schmollinger*, S. 191.
- ⁷ Vgl. *Deutsches Zentrum für Altersfragen*, S. 484.
- ⁸ *Deutsches Zentrum für Altersfragen*, S. 487.
- ⁹ *Verband Deutscher Sonderschulen e. V.*, S. 361.
- ¹⁰ Vgl. *Bachmann*; vgl. *Bartel*.
- ¹¹ Vgl. *Gauch*.
- ¹² Vgl. *Bleidick*, S. 253 ff.
- ¹³ Vgl. *Bach*, S. 4.
- ¹⁴ *Gauch*, S. 70.
- ¹⁵ Vgl. *Deutscher Bildungsrat*.
- ¹⁶ Vgl. *Bleidick*, S. 50 f.
- ¹⁷ Vgl. *Bleidick*, S. 253 ff.

Literaturverzeichnis

- Bach, H.*: Grundbegriffe der Behindertenpädagogik. In: *Handbuch der Sonderpädagogik*, Bd. 1. Marhold: Berlin 1985, S. 4–24.
- Bachmann, W.*: Geragogik – ein Aufgabenbereich der Heilpädagogik. In: *Zeitschr. für Heilpädagogik*, 36. Jg. (1985), H. 8, S. 549–561.
- Bartel, R.*: Geragogik – ein Aufgabenbereich der Heilpädagogik. In: W. Bachmann (Hrsg.): *Studientexte Heil- und Sonderpädagogik*, Band 9. JLU: Gießen 1986.
- Bleidick, U.*: Wissenschaftssystematik der Behindertenpädagogik. S. 48–86. Historische Theorien: Heilpädagogik, Sonderpädagogik, Pädagogik der Behinderten. S. 253–272. In: *Handbuch der Sonderpädagogik*, Band 1. Marhold: Berlin 1985.
- Bollnow, O.F.*: Das hohe Alter. In: *Neue Sammlung*. 2. Jg. (1962), S. 385–396.
- Bulletin (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung) Nr. 63 (Bonn, den 5. Juni 1986), S. 530–536.

Deutscher Bildungsrat (Empfehlungen der Bildungskommission): Zur pädagogischen Förderung behinderter und von Behinderung bedrohter Kinder und Jugendlicher. Stuttgart 1974.

Deutsches Zentrum für Altersfragen e. V.: Altwerden in der Bundesrepublik Deutschland: Geschichte – Situationen – Perspektiven (Beiträge zur Gerontologie und Altenarbeit). Band I, II und III. Berlin 1982.

Egger, J.: Psychologische Gesichtspunkte der Rehabilitation. – Mit der Krankheit und ihren Folgen leben. – In: Zeitschr. Prävention 9. Jg. (1986). H. 2, S. 35–40.

Eirnbter, E.: Altenbildung. Zur Theorie und Praxis. Wörterbuch der Erwachsenenbildung. Schöningh: Paderborn 1978, S. 292–294.

Gauch, S.: Besondere Erziehung. Normen und Ziele in der Sonderpädagogik. J. Hempel: Mainz 1985.

Lehr, U.: Frühzeitige Vorbereitung auf einen sinnerfüllten dritten Lebensabschnitt. In: Bundesvereinigung für Gesundheitserziehung e. V. (Hrsg.): Lebe gesünder – es lohnt sich. Bonn 1986, S. 189–193.

Mieskes, H.: Geragogik – ihr Begriff und ihre Aufgaben innerhalb der Gerontologie. In: Actuelle Gerontologie, H. 5 (1971), S. 279–283.

Schomlinger, M.: Rezension zu Bartel, R.: Geragogik. In: Die Rehabilitation 25. Jahrgang (1986), H. 4, S. 191

Verband Deutscher Sonderschulen e. V.: Aufruf zur Mitarbeit. In: Zeitschr. für Heilpädagogik 37. Jg. (1986), H. 5.

BEBAUEN · BEWAHREN



Ob in Indien, Brasilien oder im Sahel:
Die ökologische Zeitbombe tickt.
So können z. B. Brandrodung oder
Monokulturen für den Export Mensch
und Natur teuer zu stehen kommen.
»Brot für die Welt« fördert
Maßnahmen zur Aufforstung und zur
Wiedereinführung bodenschonender,
kostengünstiger Landbausysteme.
Postfach 476, 7000 Stuttgart 1

Brot für die Welt

Spendenkonto: 500 500 500 bei Spar-
kassen, Banken, Volks- und Raiffeisen-
banken sowie Postgiro Köln.

Das Übersetzen deutscher Gedichte: Überlegungen unter vier Aspekten

I.

Scheiße oder Das Problem der Ambiguität

Es mag für sanfte Ohren erschreckend wirken, mit dem deutlichen, ungestrichenen Fluchwort „Scheiße“ anzufangen. In Betracht dieser Situation oder „Situati-on“ scheint dies jedoch, sowohl im Allgemeinen als auch im Besonderen, keineswegs unangebracht zu sein. Trotzdem hat der bedeutende, zeitgenössische deutsche Dichter und Essayist Hans Magnus Enzensberger einen Protest gegen den verleumderischen Mißbrauch des Begriffs und dessen Bedeutung eingelegt. Dies unternahm er in einem Gedicht, das den Titel *Die Scheiße* trägt, und in dem sich Denotation und Konnotation gegenüberstehen. Die englische Übersetzung, *shit*, zusammen mit den folgenden kurzen Überlegungen sind das Ergebnis unserer vereinten Kräfte. Es ist deren Zweck, einige Probleme, die einem ausübenden Übersetzer bevorstehen, darzustellen und zu besprechen. Ferner dienen sie zur Veranschaulichung bestimmter Schlüsse mit konkreten Beispielen, die gemeinsam ausgeheckt sind. Enzensbergers Gedicht enthält ein lehrreiches Beispiel, aus dem sich gültige Abstraktionen ableiten lassen. Hier ist nun das Gedicht im Original und in unserer Übersetzung:

Die Scheiße

*Immerzu höre ich von ihr reden
als wär sie an allem schuld
Seht nur, wie sanft und bescheiden
sie unter uns Platz nimmt!*

*Warum besudeln wir denn
ihren guten Namen
und leihen ihn
dem Präsidenten der USA,
den Bullen, dem Krieg
und dem Kapitalismus?*

*Wie vergänglich sie ist,
und das was wir nach ihr nennen
wie dauerhaft!*

*Sie, die Nachgiebige,
führen wir auf der Zunge
und meinen die Ausbeuter.
Sie, die wir ausgedrückt haben,
soll nun auch noch ausdrücken
unsere Wut?*

*Hat sie uns nicht erleichtert?
Von weicher Beschaffenheit
und eigentümlich gewaltlos
ist sie von allen Werken des Menschen
vermutlich das friedlichste.
Was hat sie uns nur getan?¹*

Shit

*I always hear them talking about it
as if it were to blame for everything.
Just look how gently and modestly
it takes its place among us!
Why then do we befoul
its good name
and bestow it upon
the President,
the cops, the war,
and capitalism?*

*How transitory it is;
and how lasting, that
which we call by its name!*

*We roll it – it is so yielding –
on our tongues,
and mean the exploiters.
Having been expressed by us,
it is now supposed to express
even our fury?*

*Hasn't it relieved us?
Of soft consistency
and peculiarly non-violent,
it is of all of man's creations
probably the most peaceful.
Really, what harm has it ever*

[done us?]²

Da einer von uns mit Enzensberger persönlich befreundet ist³, befanden wir uns in der glücklichen Lage, ihm einige unserer Übersetzungen seiner Gedichte vorlegen zu können, um seine Reaktion auf unsere Wiedergabe zu erfahren⁴. Wir haben mit großer Freude seine Antwort erhalten, in der er seine allgemeine Anerkennung zum Ausdruck brachte und unsere Versuche sogar lobte. Er wies uns jedoch auf einige kleine Vorschläge hin. Interessanterweise machte er uns auf die offensichtliche Tatsache aufmerksam, daß „unter“ in der Zeile „wie bescheiden sie unter uns Platz nimmt“ eine doppelte Bedeutung besitze und auf Englisch sowohl „beneath“ als auch „among“⁵ bedeute. Und obwohl er es nicht ausdrücklich sagte, schien er doch die wortgetreue oder durchgreifendere Präposition „beneath“ vorzuziehen. Somit änderten wir schließlich unsere Übersetzung, nicht ohne ein längeres Hin und Her. Unser Grübeln führte zum Problem der Ambiguität an sich.

Sollte ein Wort in einer gegebenen Sprache zweideutig sein, so wäre die ideale Lösung für den Übersetzer natürlich, das ebenso zweideutige Äquivalent in der Zielsprache zu benutzen. Leider ist das nur selten möglich. In den meisten Fällen muß der Übersetzer eine Wahl treffen. Er kann die Zweideutigkeit entweder ignorie-

ren oder er kann vortäuschen, daß er sie nicht bemerkte. Günter Kunerts *Bericht über ihn (Report about Him)* endet mit den Zeilen: „Er nennt sich Mensch. ... Daß er es werde, treibt ihn an“ (auf Englisch: “He calls himself human. ... To become so, spurs him on”). So zumindest könnte der englische Satz verstanden oder sprachlich wiedergegeben werden. Aber „treibt ihn an“ kann entweder als Aussagesatz verstanden werden, der zum Ausdruck bringt, daß etwas jemanden antreibt. Oder es könnte sich um einen Imperativ handeln, wie z. B. „treiben wir ihn an!“ (“let us spur him on!”). Der Punkt am Ende, d. h. das Fehlen eines Ausrufezeichens, ist kein Schlüssel zur vom Dichter beabsichtigten Bedeutung. Man muß also eine Entscheidung treffen. Natürlich sind Ton und Kontext des Gedichts dabei maßgebend – doch sogar hier könnten sich die besten Übersetzer nicht in Übereinstimmung befinden.⁶ Ein ähnliches wenn auch einfacheres Beispiel unter unzähligen anderen, tritt in einem Gedicht von Walter Helmut Fritz auf, das zuerst in der Zeitschrift *Monatshefte* veröffentlicht wurde.⁷ Es heißt *Nicht nur bei Goya* und gipfelt in den Zeilen:

*Schließen wir nicht die Augen,
bleiben wir fassungslos.⁸*

Nochmals könnte es sich hier grammatisch gesehen um einen Konditionalsatz handeln. (Diese zwei Übersetzungen wären möglich: “If we don't close our eyes, / we remain perplexed”, oder “Let's not close our eyes, / let's remain perplexed”) Unserer Meinung nach ist es wichtig, daß der Übersetzer sich dieser Nuancen bewußt ist, obwohl die Entscheidung im obengenannten Fall ziemlich eindeutig ist. Denn nur der Imperativ hat hier einen Sinn, ungeachtet des fehlenden Ausrufezeichens.

Kann die Übersetzung jemals besser sein als das Original? Es kann in der Tat vorkommen, wenn auch nur selten. Wir sind auf einige solche Glückstreffer gestoßen. In einem anderen Gedicht Enzensbergers, *Die Verschwundenen*, einem Konzentrationslagergedicht, Nelly Sachs gewidmet, heißt es an einer Stelle: „Es kann sich niemand auf sie besinnen“.⁹ Wir übersetzten: „No one can recall them“, und dabei erhielt das Verb eine doppelte Bedeutung. Das Verb „recall“ konnte als „re-call“ (zurückrufen) und als „remember“ (erinnern) verstanden werden. Aber bevor wir uns vom Gedanken verleiten lassen, daß der Film in diesem Fall besser ist als das Buch, gestehen wir eilig, daß unser Erfolg lediglich ein Fund war, der uns durch nichts geringeres geliefert wurde als durch die Sprache selbst. Wir prahlen hier keineswegs, daß „das Gedicht im Original viel verloren hat“, wie ein unverschämter, witziger Kopf es einst formuliert hat; wir hatten ganz einfach Glück dabei. Ähnliches trifft auf eine andere harte Nuß zu, obwohl es sich hier eigentlich nur um eine halbe Ambiguität handelt. Das Beispiel wurde uns in dem Gedicht über die Opfer der Konzentrationslager geboten. Enzensberger macht dabei nämlich die Feststellung, daß sich nichts auffinden läßt, – kein einziges „Andenken“ – das uns an die Opfer erinnerte. In unserer Übersetzung versuchten wir sowohl „reminder“, „remembrance“ und „keepsake“ – das letztere wurde offensichtlich vom Dichter selbst bevorzugt, wie der obengenannte Brief darlegte. Jedoch entschieden wir uns endlich für „remembrance“. Dabei zogen wir den weitesten und abstraktesten Begriff vor und nicht den Begriff, der die rein physische Seite des deutschen Wortes betonte. Sowohl „Andenken“ als auch „remembrance“ beinhalten ja die Idee des „Gedenkens“. Zugegeben, „reminder“ ist allgemein genug. Es hat jedoch auch einen

gerichtlichen Beigeschmack, der speziell an Mahnbrieve erinnert.¹⁰

II.

Grundsätze oder Die Suche nach dem Äquivalent

Der Übersetzer muß hinsichtlich grundlegender Prinzipien Stellung nehmen. Zunächst muß er sich entscheiden, ob er eine „getreue“ oder „freie“ Übersetzung eines gegebenen Textes schaffen will. Wie das Wort ausdrückt, soll er „über-setzen“, d. h. er soll ein Werk von einer Sprache zur anderen überführen; er soll es von Ufer zu Ufer unverseht hinübersetzen. Die Betonung liegt natürlich auf dem Wort „unverseht“, das „unverletzt“, „vollständig“ und „erkennbar“, – ja, sogar so identisch wie möglich – bedeutet. Da alle diese Möglichkeiten über die greifbaren, in den Lexiken verfügbaren Bedeutungen hinausgehen – wie wichtig Lexika für Übersetzer auch sind –, muß man sich auseinandersetzen mit Gegenüberstellungen von Geist und Buchstabe, Rhythmus und Metrum, von Reim und reimlosem Vers, Äquivalenz und Wort-Wörtlichkeit. Man muß sich mit Fragen der Umgangssprache befassen, mit der regionalen Sprache, mit Sprichwörtern und mit Fremdwörtern, die im ursprünglichen Sinn benutzt werden. Besonders Fremdwörter können rätselhaft erscheinen, und dafür das folgende Beispiel. Gesetzt den Fall, daß ein italienisches Gedicht den Befehl „Marsch!“ oder „Los!“ oder „Forward!“ enthielte. Dem Übersetzer würde es sicherlich mißlingen, den Ton und Geist des Originals wiederzugeben, wenn er seinerseits nicht ein Fremdwort gebraucht hätte, um dem italienischen Gedicht gleichzukommen.

Dennoch wäre er völlig gerechtfertigt, ein Wort wie „Avanti!“ für seine Übersetzung

zu wählen. Es gibt sogar ein tatsächliches Beispiel dafür. In der 1963er Ausgabe von Georg Trakls *Opere poetiche* übersetzte Ida Porena ein ursprüngliches Fremdwort. „Avanti!“ in Trakls Prosagedicht *Winternacht* wurde „Marsch!“ in der italienischen Übersetzung. Zweifellos hatte sie, trotz ihrer Unzulänglichkeiten, die übrigens mit gewissen anderen amerikanischen Übersetzungen verglichen minimal sind, etwas Bestimmtes wahrgenommen.¹¹

Obwohl es ein Grundsatz des Übersetzers sein sollte, den Konflikt zwischen Geist und Buchstaben zu eliminieren oder zumindest zu dezimieren, ist dies in vielen Fällen nichts weiter als ein frommer Wunsch oder ein tugendhaftes Klischee. Wenn eine Wahl getroffen werden muß, sollte man für den Geist optieren. Natürlich kommt dies hauptsächlich durch die Benutzung von Äquivalenten, dem täglichen Brot des Übersetzers, auf. Zum Beispiel, wie behandelt man das Sprichwort: „Wo gehobelt wird, da fallen Späne?“ Wie sonst als mit dem englischen Sprichwort: “You can’t make an omelet without breaking eggs?” (Auf Italienisch sagte man wohl: „Chi va sul mare si bagna“). Natürlich gibt es subtilere Beispiele für die vielen Zusammenstöße, die jeder Übersetzer mit den Redewendungen hat, die linguistische Äquivalente benötigen. Zwei Beispiele von unserer Arbeit mit den Gedichten von Marie Luise Kaschnitz werden sofort hervorgerufen. Eines der Gedichte, betitelt *Genazzano*, bezieht sich auf ein Bergdorf in Italien und dessen öffentlichen Springbrunnen; die betreffenden Zeilen lauten:

*Hier wusch ich mein Brauthemd
Hier wusch ich mein Totenhemd.*¹²

Wie kann man die Parallelität in einer Sprache sichern, in der es keine solche Korrespondenz gibt? Denn “shroud” hat

sowohl eine andere Bedeutung als auch einen anderen Rhythmus als „Totenhemd“. Wir waren zuletzt nicht unglücklich mit unserer Lösung.

*Here I washed my bridal gown
Here I washed my final gown.*

Das zweite Beispiel kommt aus dem Gedicht *Müllabfuhr*, das der mühsamen Arbeit des Gedichteschreibens und ihren vielen abgelegten Versuchen gewidmet ist. Kaschnitz drückt es fabelhaft aus:

*Am nächsten Morgen
Nur Worte noch zwei oder drei
Tanzen im Kielstaub...¹³*

Der „Kielstaub“ wird von der wöchentlichen Müllabfuhr aufgewühlt. Es ist unsere Aufgabe, die Metapher wiederzugeben, die vom deutschen Begriff „Kielwasser“ hergeleitet wird. Wir versuchten das Folgende:

*The next morning
Merely two or three words
Dance in the dusty wake...*

Wenn das so einfach klingt, daß man nichts anderes erwartet hätte, dann ist unsere Aufgabe vollbracht.¹⁴

Beenden wir jedoch unsere kurze Suche,¹⁵ indem wir einen Fall veranschaulichen, wo uns zufriedenstellende Äquivalente entgangen sind, und wir uns nur mit letzten Auswegen und etwas verzweifelten Kunstgriffen begnügen mußten. Es gibt ein epigrammatisches Gedicht von Gotthold Ephraim Lessing, das folgendermaßen lautet:

*Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich,
Morgen sterb' ich.
Dennoch denk' ich
Heut' und morgen
Gern an gestern.*¹⁶

Wir werden davon Abstand nehmen, die verschiedenen Etappen unserer Frustration und unsere schließliche Verzweiflung zu beschreiben, die diese trügerisch einfachen Zeilen auslösten. Begnügen wir uns damit, diese drei Lösungen (oder Nicht-Lösungen) aufzuzählen.

*Yesterday I loved,
Today I suffer,
Tomorrow I will die.
Still, I'm glad
Today, tomorrow
About yesterday.*

*Yesterday I loved,
Today I suffer,
Tomorrow I will die.
Still, I gladly think tomorrow
Back on yesterday.*

*Yesterday I was in love,
Today I am in pain,
Tomorrow I will die.
Still, I gladly think today
And will gladly think tomorrow
Back on yesterday.*

Der Bereich unzureichender Übersetzungen ist natürlich ungeheuer weit. Er ist auch beängstigend, zumal wir ja so etwas wie Christian Morgensterns *Museum der Gegenbeispiele*, eine wahrhaftige Schreckenskammer, betreten, über deren Portal das folgende Hamlet-Motto stehen könnte:

*Da sollt Ihr hören
Von Taten, schamlos, unnatürlich,
[blutig,
Vom Strafgericht des Zufalls,
[blindem Mord,
Von Toden auch, durch Zwang bewirkt
[und List,
Und Planen, die, verfehlt,
[rückfiel'n zum Schluß
Auf der Erfinder Haupt: dies alles
[kann ich
Treulich berichten.¹⁷*

III.

Hochverbrechen und mindere Delikte, oder Holzauge sei wachsam

Wie schon erwähnt, ist Günter Eich ein beliebtes Opferlamm übersetzerischer Vergehen der letzten Jahre. Eines seiner Gedichte trägt sehr passend den Titel *Zum Beispiel*, und in der englischen Fassung enthält es den rätselhaften Verweis auf einen sogenannten "stone of meadows". Da wir darin keinen Sinn finden konnten, zogen wir das Original zu Rate – und was stellte sich heraus? Wir fanden, was die Menschheit seit eh und je sucht, nämlich den „Stein der Weisen“ oder zu Englisch den "Philosopher's Stone". Eichs Übersetzer – es handelte sich um eine Dreierbande – hatten den „Stein der Weisen“ in einen „Stein der Wiesen“ verwandelt. Solche Fehlritte verraten eine grobe Unkenntnis deutscher und englischer idiomatischer Ausdrücke. Diejenigen, die sie begehen, sprechen offensichtlich den deutschen Diphthong „ei“, wie ja oftmals auch Deutschanfänger, falsch aus. Das ist ein Fehler, der genauso lächerlich ist, wie derjenige eines Radioansagers, der bei der Einführung eines Liederzyklus anstatt „Liebesleid“ mit einem anspielenden und höchst verheißungsvollen „Leibeslied“ ankam, oder, der bei der Vorstellung der Wiener Sängerknaben sie das bekannte deutsche Weihnachtslied „Liese reißelt der Schnee“ intonieren ließ. Dennoch war er dem deutschen Original viel näher als das angesehene Triumvirat von Stuart Friebert, David Walker und David Young. Da sie jedoch schon von einem Rezensenten der Zeitschrift *The German Quarterly*¹⁸ zur Rede gestellt wurden, wollen wir ihre verschiedenartigen Leistungen nicht ständig wiederholen und bearbeiten. Es genüge zu sagen, daß diese drei Autoren des *Valuable Nail* (*Wertvollen Nagels*), wie

ihre unschätzbaren Beiträge bezeichnet sind) kläglich versäumt haben, den Rat zu beachten, den der Dichter in *Landsersprache* gibt, d. h., „Holzauge, sei wachsam!“ Dieses Triumvirat hat es dennoch übersetzt, und sehr gewissenhaft obendrein. Infolgedessen ist Eich verurteilt, uns zu ermahnen: „Wooden eye, be watchful.“¹⁹ Eine genauso hölzerne Wiedergabe eines ebenso unfruchtbaren Rats wird von Stephen Berg angeboten. Er mißhandelte den Expressionisten Ernst Stadler und das programmatische Gedicht des Expressionismus, *Der Spruch*. Wie allgemein bekannt, zitiert er darin eine Ermahnung des Barock-Mystikers, Angelus Silesius. Stadler bekennt, daß er sich deutlich an diese Ermahnung erinnert, wenn er sich am meisten von der Welt und sich selbst verfremdet fühlt.

*Dann steht das Wort mir auf:
Mensch werde wesentlich!*²⁰

Bergs Übersetzung ist ohne Frage auch „wesentlich“ („essential“), obgleich auf eigene Weise. Die Herren Friebert, Walker und Young geben sich einfach nur mit bildlichen Verstößen zufrieden. Berg jedoch fährt fort, echte „Wesen“ heraufzubeschwören, indem er Stadlers Erfahrung und Zitat folgendermaßen übersetzte:

*I freeze where I am
and see hanging in front of me
STOP BEING A GHOST!*²¹

Sprachen wir wirklich von einer Übersetzung oder Wiedergabe? Keine einzige Silbe dieser sechzehn Wörter in drei Zeilen – außer vielleicht einer kärglichen Präposition – kann in des Dichters lapidarem, einzeiligem Schluß ausfindig gemacht werden! Doch was hier „erstarrt“ und „hängt“, ist bestimmt auch keine Nachdichtung. Dennoch steht das in gänzlichem Einklang mit anderen hohen Ver-

brechen und Vergehen, die an Werken der Expressionisten verübt wurden. Georg Trakl und Jakob van Hoddis, um noch zwei zu nennen, werden auch „in such a ghostly way“ („auf solche eine geisterhafte Art“) behandelt – („ghostly“ ist übrigens auch das achtsame Äquivalent von Trakls Adverb „geistlich“. Ungeachtet wie sehr sich der Expressionismus von Eich unterscheidet, teilen beide dasselbe Los. Beide sind Opfer der Scheinübersetzer.

Der oben wiedergegebene Verstoß stammt aus einer Sammlung betitelt *Twenty Poems of Georg Trakl*. Und mit diesem dünnen Bändchen, dessen zwei Mitverfasser James Wright und der bekannte Robert Bly²² sind, dringen wir in das Zentrum unserer Schreckenskammer ein. Es gibt fast kein einziges Stück unter diesen zwanzig ausgestellten Prüfstücken – denn sie können nicht mehr als Trakls Gedichte bezeichnet werden –, das nicht wegen mindestens eines groben Mißverständnisses und einer grotesken Fehlübersetzung verdorben und verstümmelt ist. Trotz des Vorhandenseins etlicher Lexika, haben es Bly und Wright geschafft, „Heimweg“ als „the longing for home“ zu übersetzen und es mit „Heimweh“²³ zu verwechseln. Ferner übersetzten sie „Knabenschläfe“ mit „Knabenschlaf“²⁴, und das Hauptwort „Wild“ (im Sinne von „deer“ oder „game“) mit „the wild thing“²⁵. Das Hauptwort „Jünger“ wurde „young and holy men“²⁶, „Hirt“ wurde „farmer“²⁷ und „am Weiler vorbei“ „a while later“²⁸. Wo sich Trakl an „mondverschlungene Schatten“ wendet, nehmen Bly und Wright „shadows swallowed up by the moon“²⁹ wahr, und für Trakls ungewöhnliche Zeile „Auf meine Stirn tritt kaltes Metall“ unterstellen sie Trakl die unsinnige Übersetzung „Cold metal walks [anstatt „forms“] on my forehead“³⁰. Schließlich verwandeln sie Trakls „Wenn

verfallen der kalte Mond erscheint“ in “When the cold moon seems ready to fall”³¹. *Apocalypse Now* ... Wäre nicht die absurde Folge von all diesem, die deutsche Version der englischen anzupassen: d. h., mutig und munter (“bravely and blythely”) den Text selbst zu ändern, anstatt mit einer Übersetzung herumzuspielen? Aber unsere Frage ist eigentlich gar nicht rhetorisch gemeint. Sogar dieser Unsinn oder diese Ungeheuerlichkeit ist keine Hypothese! Man erinnere sich nur an die zweite Strophe von van Hoddiss’ kanonischem Gedicht des Expressionismus, *Weltende*, das mit dem folgenden Reimpaar beginnt:

Der Sturm ist da, die wilden Meere
[hupfen
An Land, um dicke Dämme
[zu zerdrücken.³²

Ein Kollege aus Kalifornien, dessen Identität wir barmherzig vorenthalten, schickte uns die folgende – gedruckte – Version jener Zeilen:

The storm has come, the seas run
[wild and skip
Landwards, to squash fat ladies there.

Da das Zitat von einer zweisprachigen Ausgabe stammte, konnten wir auch sofort das deutsche „Original“ überprüfen. Und was stand auf der gegenüberliegenden Seite? Genau dies:

Der Sturm ist da, die wilden Meere
[hupfen
An Land, um dicke Damen zu erdrücken.³³

Die Übersetzung dürfte äußerst „dämlich“ sein, – verzeihen Sie das Wortspiel – doch ist der Übersetzer sicherlich unerhört gerieben.

19 Uhr, oder die Fallgrube des Unfehlbarseins

Es ist vielleicht an der Zeit zu verallgemeinern. Einerseits gibt es wahrhaftig gar keinen Mangel an Übersetzungsvergehen und Versehen, die entweder von einzelnen Übersetzern oder kleinen Banden begangen wurden. Andererseits gibt es mehrere Literaturpäpste und Einfaltspinsel (“literary popes and nincom-popes”) im Lande. Es gibt Geschmacksrichter und kritische oder redaktionelle Machtmakler, die theoretische Verkündigungen machen, die auf ihrer persönlichen Eigenart und auf Grillen basieren, die sich sogar manchmal in „Schulen“ umsetzen. Einige betrachten sich als Übersetzungsexperten, ein Gedanke, der oft unbelästigt ist von jeglicher guter Kenntnis der Sprache, über die sie verkünden und aus der sie die Unverfrorenheit besitzen zu übersetzen. Leider darf hier Ezra Pounds Rolle in diesem Zusammenhang nicht unterschätzt werden. Er wies auf die falsche Richtung hin mit seinen Übersetzungen aus dem Chinesischen, in denen er das Evangelium verbreitete, daß der Übersetzer zuerst Dichter sein sollte und daß es deshalb weniger wichtig sei, daß er unbedingt die Originalsprache beherrsche. Zugegeben, daß das Ergebnis trotzdem eindrucksvoll ist, wenn man die Begabung eines Ezra Pound besitzt. Wenn jedoch nicht, dann sind Verbrechen und/oder Katastrophen die sichere Folge, wie auch unsere vorherigen Beispiele bezeugen und die man ohne große Schwierigkeiten vermehren könnte, um ein ganzes Buch zu füllen. Schließen wir daher schleunigst die Tür von Dr. Caligaris Schrank der Greuel. Erforschen wir zum Schluß einige ausgewählte Regeln und Rezepte, die Übersetzern verordnet sind. Wie soll er den selbsternannten

Richtern und ihrem Pontifizieren nach handeln?

Zunächst muß der Übersetzer sich entscheiden, ob seine Übersetzung wie ein originelles Werk klingen sollte, das in der neuen Sprache komponiert wurde, oder, ob eine Spur von Fremdheit, die Andeutung eines Akzents, wie auch immer leise, dem Endprodukt treubleiben sollte. Pound-Anhänger würden ihren dringenden Einspruch für die ersterwähnte Lösung erheben. Man könnte jedoch argumentieren, daß der Übersetzer letzten Endes nicht der Autor sei und also nicht einmal versuchen sollte, diesen falschen Eindruck zu erwecken. Brechtianer könnten hier so etwas wie Verfremdung, das Prinzip, das eine kritische Distanz zwischen einem Werk und seinem Rezipienten garantiert, erkennen. Unserer Meinung nach herrscht ein klarer Vorteil, wenn der englische Leser eines Heine-Gedichtes nicht zur Idee verleitet wird, daß das Gedicht ursprünglich auf Englisch geschrieben wurde. Gleichzeitig muß der Leser doch noch Heines hervorragende, graziöse, geistreiche, tiefe, melancholische und aufreißerische Verse genießen dürfen. Dies zu vollbringen, ist natürlich keineswegs leicht. Echter Erfolg ist daher selten und bleibt dennoch das Ziel.

Das Dilemma der „zeitgenössischen“ Sprache ist ein weiteres Problem in diesem Zusammenhang. In seinem Essay „The Eight Stages of Translation“, erschienen im *Kenyon Review*³⁴, theoretisiert Robert Bly über die acht Phasen des Übersetzens. Er beschränkt den Begriff „Übersetzung“ auf die Epoche des Übersetzers und empfiehlt, daß letzterer das Gedicht in der familiären und „modernen“ Sprache seiner Zeit wiedergeben sollte. Die Vorstellung, daß Heine sich im heutigen New Yorker Jargon ausdrückte, ist lächerlich genug; umgekehrt kommt es in Blys Essay, trotz der acht langatmigen Phasen, nicht einmal

vor, daß der Übersetzer im Gegenteil durchaus versuchen könnte, den Stil einer gegebenen historischen Epoche und eines Ortes nachzuvollziehen. Trotzdem muß die Stilfrage für jeden literarischen Vermittler von eminentem Interesse sein. Wenn also ein Gedicht aus dem letzten Jahrhundert in der Übersetzung auch wie ein Gedicht des 19. Jahrhunderts klingt – möglicherweise mit dem noch so leisen, ironischen Verfremdungseffekt, von dem wir sprachen – um so besser.

Das ist aber nicht alles.³⁵ Bly geht noch weiter. Er schlägt in vollem Ernst vor, daß jede Übersetzung nach zwanzig Jahren immer wieder aktuell gemacht werden müsse, um „zeitgenössisch“ zu sein und zu bleiben! Darauf kann man nur entgegen, daß dann, als weitere absurde Folge auch der Dichter seine eignene Werke jedesmal nach zwanzig Jahren „aktualisieren“ müßte ... Das wäre etwas lästig, besonders für Dichter früherer Jahrhunderte. Ferner würde die gigantische Masse der Weltliteratur zum Ausmaß einer Mammutmonstrosität wachsen. Oder sollten wir uns so etwas wie „Riesenweltliteraturzerreißmaschinen“ für überholte Versionen der Klassiker und für ihre unglücklichen Übersetzungen vorstellen? Natürlich ist die Tatsache unbestreitbar, daß ein moderner Übersetzer auch ein moderner Schriftsteller und guter Dichter sein sollte. Doch darin liegt auch eine Gefahr. Dies wird ohne weiteres ersichtlich, wenn ein Autor seine privaten Philosophien und Vorurteile über die Kunst des Schreibens unmittelbar auf seine Übersetzungspraxis überträgt, wie es eben Bly tut. Er hat seine Überzeugung ausgesprochen (und er hat sie in seiner Übersetzung dargestellt), daß ein guter Dichter immer ein spezielles anstatt eines allgemeinen Wortes wählen sollte. Also, wenn der Poet, sei er Rilke oder Neruda, „Baum“ schreibt, dann eilt der berühmte Übersetzer, diese blaße Ab-

straktion mit „Ahorn“ oder „Eiche“ oder sogar „Fichte“ zu verbessern. Es hat aber keinen Zweck, weitere Gegenbeispiele zu konstruieren: Wie schon erwähnt, wimmelt der Bly und Wrightische Trakl-Band davon. Wenn der Expressionist von einer „schwarzen Schanze“ spricht, entdecken diese wahrhaftig konkreten Poeten „a dark machinegun nest“³⁶, und wo Trakl bescheiden von seinen „Beinen“ spricht, da statten sie ihn mit geschneiderten „Hosenbeinen“³⁷ aus! Dennoch, ehe wir in „hopeless depression“ enden – was übrigens das Blyo-Wrightische Äquivalent für Trakls „grolende Schwermut“³⁸ ist – zogen wir es vor, ein Schlußparadigma zu komponieren, um unsere kollektive ironische Ader zu stimulieren. Es dient dazu, nochmals die Fallgruben des Dogmatismus und des Pontifizierens zu veranschaulichen. Es wird zeigen, daß Erfolg und Versagen sich im Bereich der Poesie am besten durch einen einfachen Kunstgriff entscheiden lassen. Übersetzen wir eine Übersetzung ins Original zurück. Das könnte sogar recht amüsant sein. Hier ist das Beispiel:

*And yet, he does convey an awful lot,
who says "seven p.m."*

Wie könnte ein Dichter wie Hugo von Hofmannsthal damit konkurrieren? Ihm fiel nur das folgende ein:

*Und dennoch sagt der viel,
der „Abend“ sagt ...³⁹*

Anmerkungen

- ¹ *Hans Magnus Enzensberger*, Gedichte 1955–1970 (Frankfurt: Suhrkamp, 1971), S. 156.
- ² Erschienen zusammen mit unseren anderen Enzensberger-Übersetzungen in *American Poetry Review*, XIII (1984), Nr. 5, S. 6 f.
- ³ Siehe *Grimm*, *Texturen: Essays und anderes* zu Hans Magnus Enzensberger (Bern: Lang, 1984), S. 112–128.

- ⁴ Enzensberger ist mehrerer Sprachen mächtig und er selbst hat einen Teil seiner Werke ins Englische übersetzt. Äußerst bemerkenswert ist die ausgezeichnete Übersetzung von seinem epischen Werk *Der Untergang der Titanic*. Vgl. *Hans Magnus Enzensberger*, *Der Untergang der Titanic: Eine Komödie* (Frankfurt: Suhrkamp, 1978) und *The Sinking of the Titanic: A Poem*. Übersetzt vom Autor (Manchester: Carcanet, 1981).
- ⁵ Brief an Felix Pollak vom 22. März 1982.
- ⁶ Siehe *Günter Kunert*, *Der ungebetene Gast* (Berlin und Weimar: Aufbau, 1956), S. 33 ff. Unsere eigene Lösung wäre: "Toward becoming it / He may be driven".
- ⁷ Siehe *Walter Helmut Fritz*, „Gedichte 1981“, Monatshefte 74 (1982), S. 5 f.
- ⁸ Ebenda, S. 6.
- ⁹ *Enzensberger*, *Gedichte 1955–1970*, S. 83.
- ¹⁰ Für unsere Übersetzung, vgl. *Northwest Review*, XXI–II (May 1983), S. 135.
- ¹¹ Siehe *Georg Trakl*, *Opere poetiche, introduzione, testo e versione a cura di Ida Porena* (Roma: Ateneo, 1963), S. 249.
- ¹² *Marie Luise Kaschnitz*, Genazzano, in: *Das große deutsche Gedichtbuch*, hrsg. von *Karl Otto Conrad* (Kronberg: Athenäum, 1977), S. 893.
- ¹³ *Kaschnitz*, Müllabfuhr, ebenda, S. 894 f.
- ¹⁴ Für unsere englische Version, siehe *Dimension 1.4* (1981) [recte: 1985], S. 272 ff.
- ¹⁵ Für weitere Beispiele und zusätzlich noch einige Gedanken siehe Felix Pollak, „Mehr Praktisches als Profundes: Marginalien zum Übersetzten von Heines Lyrik“, Monatshefte, 73 (1981), S. 379–82.
- ¹⁶ Lessings Gedicht ist selbst eine Übersetzung! Siehe *Gotthold Ephraim Lessing*, *Sämtliche Schriften*, hrsg. von Karl Lachmann, dritte auf's neue durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt durch Franz Muncker (Stuttgart: Göschen, 1886), Band I., S. 129 („Lied aus dem Spanischen“).
- ¹⁷ *William Shakespeare*, *Hamlet*. Übersetzt von Richard Flatter (Wien: Walter Krieg, 1954), S. 193.
- ¹⁸ *Sigrid Bauschinger*, *German Quarterly*, 55 (1982), S. 617 f.
- ¹⁹ Ein „GI“ würde wahrscheinlich sagen: "Keep your eyes [an eye] peeled!" Vgl. *Eich*, *Valuable Nail*, S. 44, 77 und *Ein Lesebuch*, S. 58, 83.
- ²⁰ Siehe, z. B., *Menschheitsdämmerung: Ein Dokument des Expressionismus*. Mit Biographien und Bibliographien neu herausgegeben von *Kurt Pinthus* (Hamburg: Rowohlt, 1959), S. 196.
- ²¹ *Stephen Berg*, *Brief: Poems and Versions of Poems* (New York: Grossman, 1975), S. 22.
- ²² *Twenty Poems of Georg Trakl*. Übersetzt von *James Wright* und *Robert Bly* (Madison, Minn.: Sixties Press, 1961): das Zitat ist auf S. 29.

- ²³ Ebenda, S. 27.
²⁴ Ebenda, S. 33.
²⁵ Ebenda.
²⁶ Ebenda, S. 19.
²⁷ Ebenda, S. 17.
²⁸ Vgl. ebenda, S. 10, 35.
²⁹ Twenty Poems of Georg Trakl, S. 47.
³⁰ Ebenda, S. 35.
³¹ Ebenda, S. 33.
³² Siehe, z. B., Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts: Von den Wegbereitern bis zum Dada. Eingeleitet von *Gottfried Benn* (Wiesbaden: Limes, 1955), S. 83.
³³ Wir erfuhren später, daß die Ausgabe von Michael Hamburger ist. Vgl. *German Poetry 1910–1975*. Hrsg. und übers. von *Michael Hamburger* (New York: Urizen Books, ca. 1980), S. 94 f.
³⁴ *Robert Bly*, "The Eight Stages of Translation", *Kenyon Review*, 4, Nr. 1 (Frühling 1982), S. 68–89.
- ³⁵ Vgl. *A. Leslie Willson*, Übersetzen als Hochstapellei [= Akademie der Wissenschaften und der Literatur (Mainz). Abhandlungen der Klasse der Literatur, Jg. 1981/82, Nr. 5] (Wiesbaden: Franz Steiner, 1982), besonders S. 7 f.
³⁶ *Twenty Poems of Georg Trakl*, S. 51.
³⁷ Ebenda.
³⁸ Ebenda, S. 45.
³⁹ Vgl. *Hugo von Hofmannsthal*, Ballade des äußeren Lebens, in *Ausgewählte Werke* in zwei Bänden. Hrsg. von Rudolf Hirsch (Frankfurt: S. Fischer, 1957), Band I, S. 20.

Wir möchten Lisl Mueller, Gus Mathieu und Herbert Lederer ganz herzlich für ihre sehr nützlichen Hinweise danken. Die Übersetzung aus dem Englischen hat dankenswerter Weise Frau Christina Guenther übernommen.

Ihr erster Zug – der Weg zu uns



Wir zeigen Ihnen, wie Sie Zug um Zug ein Geldvermögen aufbauen können, indem Sie automatisch sparen und die hohen Zinsen attraktiver Anlageformen nutzen. Kommen Sie zu uns, und die Partie ist gewonnen.



Volksbank Gießen eG

Wilhelm Blasius

Goethe und seine Zeit in Wetzlar und Gießen *

„Wie herrlich ist dem die Welt,
dessen Sinne bis ins Herz reichen“

J. W. Goethe, 1775

Johann Wolfgang Goethes schicksalhafter Aufenthalt in Wetzlar, der von ihm in seinem berühmten Roman *Die Leiden des jungen Werthers* dichterisch gestaltet wurde, war durch einen mehr äußerlichen Anlaß zustande gekommen. Seine Studien der Jurisprudenz in Leipzig und Straßburg hatte Goethe mit dem Erwerb des Lizentiaten der Rechte in Straßburg abgeschlossen – er wurde in Zukunft „Doktor“ genannt. Danach arbeitete er in der Anwaltskanzlei seines Vaters, des Wirklichen Kaiserlichen Rates Dr. juris utriusque Johann Kaspar Goethe (1710–1782) in Frankfurt. Vater Goethe, der längere Zeit als Praktikant und Advokat am Reichskammergericht in Wetzlar tätig und dann im Jahre 1738 in Gießen zum Doktor promoviert worden war, hielt die Kenntnis und Praxis des Hohen Gerichtes für sehr nützlich und wertvoll. Dieser aber, der Literatur und schöne Künste mehr liebte, bereits „Gedichtsammlungen“ herausgegeben hatte, das Drama *Götz von Berlichingen* geschrieben und Mitarbeiter an den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ war, auch anderen Liebhabereien wie der Malerei, Musik und Philosophie nachhing, hatte sich von der Rechtswissenschaft schon entfernt.

* Eine mit 19 zeitgenössischen Bildern und Zeichnungen des Verfassers illustrierte Darstellung wurde in „Heimat und Bild“, Beilage des „Gießener Anzeigers“, November 1986 veröffentlicht.



Johann Wolfgang Goethe (nach einer Federzeichnung von Karl Bauer)

Am 10. Mai 1772 begab sich Johann Wolfgang auf Wunsch und Rat seines Vaters nach Wetzlar und trug sich am 25. Mai in die Matrikel des Reichskammergerichtes als Hospitant ein.

Dieses oberste Gericht des Deutschen Reiches war unter der Regierung Kaiser Maximilians I. auf dem Reichstag in Worms 1495 von den Reichsständen errichtet worden. (Geleitet wurde es von einem Kammerrichter, dessen Amt jeweils von einem Reichsfürsten bekleidet wurde, und zwei Präsidenten. Diese drei Ämter wurden vom Kaiser vergeben. Die eigentliche Behörde stellten die Assessoren dar, deren Zahl ständig schwankte.) Zu Goe-

thes Zeit waren von den damals planmäßig vorgesehenen 25 Stellen nur 17 besetzt. Da das Reichskammergericht durch die Reichsstände finanziert wurde, und jene Mittel nur schleppend eingingen, auch nie ausreichten, kam es, daß die Zahl der Assessoren niemals für die 230 bis 250 jährlich eingehenden Prozesse ausreichte. Die einzelnen Fälle wurden jeweils in einem Senat, der vier bis sechs Assessoren umfaßte, bearbeitet. Das Gericht verhandelte in Abwesenheit der Parteien schriftlich, und dieser an sich langsame Weg brachte es mit sich, daß in jedem Jahr eine Reihe von Fällen nicht erledigt werden konnte. Diese Umstände waren die Ursachen der sprichwörtlichen Langsamkeit des Kammergerichtes. Goethe schreibt in *Dichtung und Wahrheit*:

Aber weit entfernt von so großen Wirkungen schleppte das Gericht, außer etwa eine kurze Zeit unter Karl dem Fünften und vor dem Dreißigjährigen Kriege, sich nur kümmerlich hin. Man begreift oft nicht, wie sich nur Männer finden konnten zu diesem undankbaren und traurigen Geschäft. Aber was der Mensch täglich treibt, läßt er sich, wenn er Geschick dazu hat, gefallen, sollte er auch nicht gerade sehen, daß etwas dabei herauskomme. (HA, Bd. 9, S. 528)¹

Welch eine vortreffliche Charakterisierung der Bürokratie und aller bürokratisch gelenkter Institution!

Goethe nennt auch eine Ursache dieses Übels: „Aber alle diese späteren und früheren Gebrechen entsprangen aus der ersten, einzigen Quelle: aus der geringen Personenzahl.“ (HA, Bd. 9, S. 529)

Goethes Hinweis auf die jährlich unerledigten Prozesse, der sich in *Dichtung und Wahrheit* findet, ist bis heute ohne Beleg geblieben. Obwohl er sich für seine Abhandlungen über das Kammergericht 15 Schriften in Weimar besorgt hatte, finden sich in diesen keine derartigen Angaben. Damals konnten jährlich etwa 200 Fälle erledigt werden. Einzelne Verfahren zogen sich dagegen über lange Zeit hin; so war zum Beispiel ein Prozeß zwischen

Nürnberg und Brandenburg, der 1526 begonnen wurde, 1806 bei der Auflösung des Gerichtes noch nicht beendet.

Frankfurt war der erste Sitz des Kammergerichtes, dann hatten verschiedene Städte diese Reichsbehörde beherbergt. Als Speyer durch die Franzosen zerstört wurde, kam das Gericht 1693 schließlich nach Wetzlar, wo man mit einem wirtschaftlichen Aufschwung rechnete. Das gesamte Personal des Kammergerichtes umfaßte mit Angehörigen und Bediensteten etwa 900 Personen, was bedeutete, daß im damaligen Wetzlar fast jeder vierte zum Reichskammergericht gehörte. Untergebracht war das Gericht zunächst in dem 1660 erbauten Rathaus auf dem Fischmarkt, der späteren „Alten Kammer“, die heute noch den Reichsadler trägt. Dann zog das Gericht in das gegenübergelegene, durch Kriegsschäden heute verschwendene „Herzogliche Haus“ in der Nähe des großartigen Domes und später in ein Gebäude, das sich an der Stelle des alten Postamtes befand.

Visitationen des Kammergerichtes waren vorgesehen, um Mißstände zu beseitigen. So war auch eine Kommission 1771 nach Wetzlar gekommen, bestehend aus zwei Reichskommissaren und 24 Subdeligierten, die von den Reichsständen ernannt waren. Dazu kamen Sekretäre und Kanzlisten.

Als Goethe nach Wetzlar kam, war die Visitation noch im Gange. Beschuldigte waren suspendiert, und weitere Untersuchungen waren nötig. Goethe schreibt dazu: „Da ich mir alle diese ältern und neuern Zustände möglichst vergegenwärtigt hatte, konnte ich mir von meinem Wetzlarschen Aufenthalt unmöglich viel Freude versprechen.“ (HA, Bd. 9, S. 531)

Die Freude fand Goethe aber im gesellschaftlichen Leben, das damals mit der Welt des Reichskammergerichtes eng verbunden war.

In Wetzlar lebte noch Goethes Großtante, Frau Susanne Maria Cornelia Lange, geborene Lindheimer (1711–1783), deren Vorfahren Lindheimer und Seip durch mehrere Generationen in Wetzlar ansässig waren. Die erste Wetzlarer Beziehung in Goethes Ahnentafel bringt Johannes Seip (1614–1681) aus Marburg, Dr. jur Konsulent und Stadtsyndikus in Wetzlar, dessen Kinder seit 1648 dort getauft und dessen jüngster Sohn Johannes Seip (1654–1695) Deutschordenshaus-Verwalter in Wetzlar war. Goethes Vorfahren waren also schon hundert Jahre vor seiner Geburt hier sesshaft. Und sein Urgroßvater mütterlicherseits, Dr. Cornelius Lindheimer, war von 1697 bis 1722 Advokat und Prokurator am Kammergericht zu Wetzlar gewesen, ebenfalls dessen Schwiegersohn, Goethes Großvater, Johann Wolfgang Textor. Frau Susanne Lindheimer war in zweiter Ehe mit dem Advokaten Johann Friedrich Lange verheiratet. Goethe hat zweifellos der Großtante seinen Besuch gemacht, aber dann kaum engere Beziehungen zur Familie aufgenommen.

Wenig Gefallen hat Goethe an der Stadt Wetzlar gefunden, doch die Umgebung zog ihn an. Die Stellen im *Werther*, die sich auf Wetzlar beziehen, sagen es deutlich: „*Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen ringsumher eine unaussprechliche Schönheit der Natur.*“ (HA, Bd. 6, S. 8) und weiter:

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. (HA, Bd. 6, S. 9)

Wir denken bei dieser Schilderung an Goethes Gedicht *Ganymed*. Und dann:

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles ringsumher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein

Brunnen, an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern. – Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Orts; das hat alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie, alle die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sonntagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann. (HA, Bd. 6, S. 9)

Garbenheim, das immer wieder sein Ausflugsziel wurde, wo er und Kestner sich auch zum erstenmal trafen, Garbenheim wurde zum „Wahlheim“, und wenn auch eine Fußnote im *Werther* besagt: „*Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen; man hat sich genötigt gesehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern*“ (HA, Bd. 6, S. 14), so bleibt doch die Ortschaft unbestritten.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf herausgeht, übersieht man auf einmal das ganze Tal. Eine gute Wirtin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Ästen den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauernhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lass' ich mein Tischchen aus dem Wirtshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer. Das erstemal, als ich durch einen Zufall an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen seinen Füßen sitzendes Kind mit beiden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen

schwarzen Augen herumschaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick: ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunentor und einige gebrochene Wagenräder bei, alles, wie es hinter einander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeste von dem Meinen hinzuzutun. Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. (HA, Bd. 6, S. 14f.)

Die Schilderung Garbenheims zeigt zugleich, wie Goethes volle Hinwendung zur Natur und zum Gefühl auch seine Anschauung von der Kunst überhaupt bestimmt. Was für Werther als Maler zutrifft, mit dem er sich selbst beschrieb, gilt für Goethe in gleicher Weise als Dichter und auch als Maler.

Goethe wohnte während seiner Wetzlarer Zeit in dem Haus unterhalb des „Römischen Kaisers“ auf dem Kornmarkt bei dem Hofrat Georg Wilhelm Ludolf.

Von Goethes Erscheinung und seinem Wesen gibt Kestner, mit dem er sich anfreundete, einen eingehenden Bericht:

Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Handthierung nach Dr. der Juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier – dieß war seines Vaters Absicht – in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar pp. zu studieren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden. Gleich anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder, und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter Gelehrten Zeitung, beyläufig auch als Philosophen in Publico an und gaben sich Mühe, mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Klasse von Leuten nicht gehöre, oder vielmehr in Publico nicht so gänge bin, so lernte ich Goethen erst später und ganz von ohngefähr kennen. Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Sekretär Gotter, beredete mich einst, nach Garbenheim einen Spaziergang mit ihm zu gehen. Dasselbst fand ich ihn im Grase unter einem Baum auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem Epicuräischen Philosophen (v. Goue, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegg) und einem Mitteldinge von

beyden (Dr. König) unterhielt und ihm recht wohl war.

Er hat sich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherley, zum Theil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urtheilte ich aber nichts weiter von ihm, als: er ist kein unbeträchtlicher Mensch. Sie wissen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand schon, daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieß war mir doch nicht genug, ihn hochzuschätzen.

Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter. Besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt.

Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer un- eigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er hat sehr viel Kännntniß. Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel, von Vorurtheilen soviel frey, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es anderen gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann sich sehr mit ihnen beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, daß ihn unangenehm machen könnte. Aber bey Kindern, bey Frauenzimmern, und vielen anderen ist er doch wohl angeschrieben.

Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung.

In Principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch kein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen.

Dieser Brief Kestners blieb wahrscheinlich ein Entwurf. Daher verstehen sich die Wiederholungen.

Zu den wenigen Wetzlarer Familien, die Zugang zu dem gesellschaftlichen Leben der Welt der Juristen des Reichskammergerichtes fanden, gehörte vor allem die Familie des Amtmannes Buff. Sie wohnte im Flügel des 1287 gegründeten Deutsch-Ordens-Hofes, dem heutigen „Lotte-Haus“.

Heinrich Adam Buff war am 23. 9. 1711 in Steinbach bei Gießen geboren, wurde

1740 Castnerei-Verwalter und war von 1755–1795 Deutschordens-Amtmann in Wetzlar. Er hatte im Jahre 1750 in Schiftenberg bei Gießen Magdalene Ernestine Feyler geheiratet, die in Wetzlar am 23. 5. 1731 geboren war und am 13. 3. 1771 dort auch starb. Aus der Ehe waren sechzehn Kinder hervorgegangen, von denen vier früh starben. Kestner, der mit der zweitältesten Tochter Charlotte verlobt war, schreibt von der allgemein beliebten Frau Schwiegermutter:

Die Kinder sind ihr vornehmstes Geschäft und Augenmerk, und sie wiederum ihnen ihr bestes Gut. Wenn sie ausgeht, sind groß und klein betrübt und unzufrieden, und wenn sie zu Hause kommt, lauter Bewillkommungen, Frohlocken, Händedrücken, Küssen und Umarmungen und heitere Mienen, Fragen, wo sie so lange gewesen, Erzählungen, was in ihrer Abwesenheit vorgegangen usw. Ihre Verweise sind ihnen bitterer, als anderen Kindern Schläge. (...) Die Erziehung in diesem Hause ist überaus gut. Lauter Sorgfalt, Vorsorge und Zärtlichkeit auf Seiten der Eltern; und Ehrfurcht, Verehrung, Liebe und Folgsamkeit auf der Kinder Seite. Jeder Wink von jenen ist diesen ein Befehl. Hat ein Kind sich vergangen, so ist das Bekenntnis auf die erste Anfrage da, denn die Aufrichtigkeit und die Offenherzigkeit wird durch zu große Strenge in ihnen nicht erstickt.

Charlotte Sophie Henriette Buff war am 11. Januar 1753 geboren. Als die Mutter starb, wurde sie der Mittelpunkt der Familie und von den Geschwistern abgöttisch geliebt. Um von ihr ein näheres Bild zu gewinnen, das dem im *Werther* gegenübergestellt werden könnte, muß ihr späterer Gemahl, Johann Georg Christian Kestner, wiederum gehört werden.

Kestner war am 28. 8. 1741 in Hannover geboren, hatte in Göttingen studiert und war seit 1767 Kammergerichts-Sekretär einer Bremer Visitationsabordnung in Wetzlar. Kestner schreibt:

Sie sehen und lieben war eins! Sie war eine eben in der Knospe stehende Rose und so wie diese mit Dornen umgeben ist, um den, der sich ihr zu dreist nähern will, zurückzuweisen, wußte sie alles mit Witz und kleinem boshafte[n] Mutwillen in Respekt zu halten. Dies hielt mich aber nicht ab. Denn so ernsthaft ich

war, und so petulant sie war, so hatte doch ihr freundlicher Blick und ihre heitere Miene, so etwas bezaubernd Anziehendes für mich, daß ich sie ohnbedenklich wie Herkules die Proserpina selbst aus der Hölle geholt und die spitzigsten Dornen nicht beachtet hätte, die sie umgeben mögen, die liebliche Rosenknospe.

Und weiter heißt es in einem Brief:

An sie wandte sich alles, auf ihr Wort geschah alles, und jedes folgte ihrer Anordnung, ja ihrem Wink; und was das vornehmste war, es schien, als wenn die Weisheit der Mutter ihr zum Erbteil geworden wäre. Bis diese Stunde hat sich solches erhalten. Sie ist die Stütze der Familie, die Liebe, die Achtung derer, die dazugehören, und das Augenmerk derer, welche dahin kommen. Ich sage ihnen, es ist ein halbes Wunderwerk, ohngeachtet weder sie selbst, noch die Familie es merkt und jedes meint, es müßte so sein. Sie können denken, wie diese Begebenheit bei mir ihren Werth vergrößert hat. Denn was meistens nur Hoffnung, nur Wahrscheinlichkeit, nur Keim, nur Anlage war, das ist jetzt sichtbare, unleugbare Gewißheit, das ist jetzt reiche Frucht und vollendete Vollkommenheit.

Goethe beschreibt Kestner in *Dichtung und Wahrheit* so:

„Unter den jungen Männern, welche, der Gesandtschaft zugegeben, sich zu ihrem künftigen Dienstlauf vorüber sollten, fand sich einer, den wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete sich aus durch ein ruhiges gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Tätigkeit, sein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergestalt den Vorgesetzten, daß man ihm eine baldige Anstellung versprach. Hiedurch berechtigt, unternahm er, sich mit einem Frauenzimmer zu verloben, das seiner Gemütsart und seinen Wünschen völlig zusagte. (HA, Bd. 9, S. 542)

Lotte und Kestner wurden 1773 in Wetzlar getraut, sie wohnten später in Hannover und hatten in 27jähriger Ehe zwölf Kinder. Kestner starb im Jahre 1800 und Lotte überlebte ihn um 28 Jahre. Sie weilte in ihrem späteren Leben noch oft in Wetzlar und hat auch später Goethe in Weimar besucht. Thomas Mann machte diesen Besuch in Weimar zum Inhalt seines bekannten Romanes *Lotte in Weimar*.

Wie Goethe Charlotte Buff kennen und lieben lernte, dieses Erlebnis ist zu einem Kernstück seiner *Werther-Dichtung* ge-

worden und keine Worte unserer Tage könnten ausreichen, diese Schilderung nachzuerzählen. Darum soll hier aus dem Brief vom 16. Juni (nach der *Werther*-Datierung) einiges wiedergegeben werden:

Kurz und gut, ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mein Herz näher angeht. (...)

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen ist, daß ich eins der liebenswürdigsten Geschöpfe habe kennen lernen, wird schwerhalten. Ich bin vergnügt und glücklich, und also kein guter Historienschreiber.

(...) Und doch bin ich nicht imstande, dir zu sagen, wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist; genug, sie hat allen meinen Sinn gefangengenommen.

(...) Ich schrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S. habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in seiner Einsiedelei oder vielmehr seinem kleinen Königreiche zu besuchen. Ich vernachlässigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der stillen Gegend verborgen liegt.

Unsere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angestellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hiesigen guten (...) Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Base nach dem Ort der Lustbarkeit hinausfahren und auf dem Wege Charlotten S. mitnehmen sollte. – „Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennenlernen.“ sagte meine Gesellschafterin, da wir durch den weiten, ausgehauenen Wald nach dem Jagdhaus fuhren. – „Nehmen Sie sich in acht“, versetzte die Base, „daß Sie sich nicht verlieben!“ – „Wieso?“ sagte ich. – „Sie ist schon vergeben“, antwortete jene, „an einen sehr braven Mann, der weitgereist ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen, weil sein Vater gestorben ist, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben.“ – Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig. Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hoflore anfuhrten. (...)

Ich war ausgestiegen und eine Magd, die ans Tor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebaute Haus, und da ich die vorliegenden Treppen hinaufgestiegen war und in die Tür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von eif zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid, mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust, anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits

ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rief so ungekünstelt sein „Danke!“, indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war. (...) Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, (...) den Auftrag, wohl auf die Kinder acht zu haben und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hause käme. Den Kleinen sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sie's selber wäre, das denn auch einige ausdrücklich versprochen. (...) Die zwei ältesten Knaben waren hinten auf die Kutsche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte sie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken und sich recht festzuhalten.

Wir hatten uns kaum zurechtgesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommt, wechselweise über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht und die Gesellschaft, die man erwarte, gehörig durchgezogen, als Lotte den Kutscher halten und ihre Brüder herabsteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von fünfzehn Jahren eigen sein kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn tat. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

(...) Das Gespräch fiel aufs Vergnügen am Tanze. – „Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist“, sagte Lotte, „so gestehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts übers Tanzen.“ (HA, Bd. 6, S. 19ff)

Goethe, der selbst ein guter Tänzer war, schilderte, wie er in dem Ballsaale des Forsthauses in Volpertshausen mit Charlotte in schöner Harmonie und sorgloser Unbefangenheit getanzt hat, daß er alles um sich vergaß. Doch plötzlich geschah's:

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir schon lange am Horizonte leuchten gesehn und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel stärker zu werden anfangen und der Donner die Musik überstimmte. Drei Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Musik hörte auf. Es ist natürlich, wenn uns ein Unglück oder etwas Schreckliches im Vergnügen überrascht, daß es stärkere Eindrücke auf uns macht als sonst, teils wegen des Gegensatzes, der sich so lebhaft empfinden läßt, teils und noch mehr, weil unsere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet sind und also desto schneller einen Eindruck annehmen. (...) Als die Wirtin auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweisen, das Läden und Vorhänge hatte, kaum waren wir da angelangt, als Lotte beschäftigt war, (...) den Vortrag zu einem Spiele zu tun. (HA, Bd. 6, S. 26)

Später erklärte sie Werther:

„Ich war (...) eine der Furchtsamsten, und indem ich mich herzhaft stellte, um den andern Mut zu geben, bin ich mutig geworden.“ – Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitswärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend; sie sah den Himmel und auf mich, ich sah ihre Augen tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte: „Klopstock!“ – Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollsten Tränen. (HA, Bd. 6, S. 27)

Lotte war Goethe gegenüber freundlich und aufgeschlossen, aber es deutete nichts darauf hin, daß ihr diese Beziehung mehr als wirkliche Freundschaft gewesen sei. Kestner kannte keine Eifersucht, aber es ist doch ein Briefentwurf erhalten geblieben, in dem er mit sich ringt, Lotte freizugeben, aber es scheint bei dieser Anwendung geblieben zu sein, nichts ist überliefert, das das Verhältnis zwischen den Verlobten getrübt hätte. Zwischen Kestner und Goethe entwickelte sich eine herzliche Freundschaft, die die Wetzlarer Zeit noch überdauerte.

In Kestners Tagebuch heißt es: „D. 16. bekam Goethe von Lottgen gepredigt; sie declariert ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe, er ward blaß und sehr niedergeschlagen. Wir gingen aus dem Neustädter Tor spazieren, hernach in Bostels Gesellschaft ich und Goethe; Abends Bohnen geschnitten.“ Die Abweisung durch Lotte bedeutete die erste Wendung in ihrem Verhältnis zueinander, dazu kamen die Begegnungen in Gießen und der Einfluß Mercks.

Gießen war damals eine befestigte Stadt mit einer Garnison. Die Academia Ludoviciana hatte 250 Studenten. Goethes Vater hatte in Leipzig und Gießen Jura studiert und war in Gießen mit einem großen

Festakt zum Doktor promoviert worden. Eine solche Promotion war damals etwa das, was heute die Habilitation in einem Fache darstellt, d.h. der neue Doktor wurde damals zur Fakultät gezählt, hatte auch die Berechtigung, an der Universität Vorlesungen zu halten. Vater Goethe hätte sicher gern gesehen, wenn sein Sohn ebenfalls in Gießen promoviert und später zum Professor berufen worden wäre.

Am 9. August 1772 hatte bereits in Garbenheim eine Begegnung Goethes mit zwei Gießener Professoren stattgefunden, die offenbar durch Vermittlung des Gießener Ordinarius der Jurisprudenz, Professor Ludwig Julius Friedrich Hoepfner (1743–1792), der mit Johann Caspar Goethe befreundet war, dieses Treffen vorbereitet hatten.

Aus Kestners Aufzeichnungen ist bekannt, daß Johann Wolfgang am 18. August 1772 nach Gießen wanderte, um Prof. Hoepfner einen Besuch abzustatten. Er hatte sich dazu eine Verkleidung als fahrender Student ausgedacht, um Hoepfner inkognito zu besuchen. In *Dichtung und Wahrheit* beschreibt Goethe diese Wanderung, welche für ihn sicher einiges bedeutete, folgendermaßen:

An einem heiteren Morgen, vor Sonnenaufgang, schritt ich daher von Wetzlar an der Lahn hin, das liebliche Tal hinauf; solche Wanderungen machten wieder mein größtes Glück. Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch, und war in der Stille mit mir selbst heiter und froh; ich legte mir zurecht, was die ewig widersprechende Welt mir ungeschickt und verworren aufgedrungen hatte. Am Ziele meines Weges angelangt, suchte ich Hoepfners Wohnung und pochte an seine Studierstube. Als er mir „Herein!“ gerufen hatte, trat ich bescheidenlich vor ihn, als ein Studierender, der von Akademien sich nach Hause verfügen und unterwegs die würdigsten Männer wollte kennenlernen. Auf seine Fragen nach meinen näheren Verhältnissen war ich vorbereitet; ich erzählte ein glaubliches, prosaisches Märchen, womit er zufrieden schien, und als ich mich hierauf für einen Juristen angab, bestand ich nicht übel: denn ich kannte sein Verdienst in diesem Fach und wußte, daß er sich eben mit dem Naturrecht beschäftigte. (HA, Bd. 9, S. 546f)

Es wird noch berichtet, daß Hoepfner glaubte, der unbekannte Student habe ihn aufgesucht, um ein Geldgeschenk zu erhalten. Wenn er ihm aber mit diesem sich genähert habe, sei der Student immer zurückgewichen. Schließlich habe Goethe sich verabschiedet, ohne sich erkennen zu geben.

Im Anschluß an diesen Mummenschanz hat sich Goethe in das Gasthaus zum Löwen begeben, wo er mit seinem Freunde Merck, Kriegsrat aus Darmstadt, mit Professor Schlosser, seinem späteren Schwager, und mit Prof. Schmid aus Gießen, einem Poetiker, zusammentraf. Dabei seien literarische Gespräche zur Gründung der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ geführt worden. Es hatte sich mittlerweile eine große Tafelrunde zusammengefunden, in deren Mitte Goethe gesessen und deklamiert habe. Als Hoepfner hinzutrat, sei er verblüfft gewesen, den unbekanntem Studenten in diesem Kreis wieder anzutreffen. Doch die Freunde Merck und Schlosser haben das Rätsel für ihn aufgelöst.

Merck, Kriegsrat aus Darmstadt, ist mit Goethe am 19. August wieder nach Wetzlar gezogen, wo sie einige Tage zusammenblieben.

Goethe schreibt im 12. Buch seiner Autobiographie *Dichtung und Wahrheit*:

„Von Mercken, der eben freie Zeit hatte, hoffte ich nun, daß er seinen Aufenthalt in Gießen verlängern würde, damit ich einige Stunden des Tags mit meinem guten Hoepfner zubringen könnte, indessen der Freund seine Zeit an die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ wendete; allein er war nicht zu bewegen, und wie meinen Schwager die Liebe, so trieb diesen der Haß von der Universität hinweg. Denn wie es angeborene Antipathien gibt, so wie gewisse Menschen die Katzen nicht leiden können, andern dieses oder jenes in der Seele zuwider ist, so war Merck ein Todfeind aller akademischen Bürger, die nun freilich zu jener Zeit in Gießen sich in der tiefsten Roheit gefielen. Mir waren sie ganz recht: ich hätte sie wohl auch als Masken in eins meiner Fastnachtsspiele brauchen können; aber ihm verdarb ihr Anblick bei Tage, und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor. Er hatte die schönste Zeit seiner jungen Tage in der fran-

zösischen Schweiz zugebracht und nachher den erfreulichen Umgang von Hof-, Welt- und Geschäftsleuten und gebildeten Literatoren genossen; mehrere Militärpersonen, in denen ein Streben nach Geisteskultur rege geworden, suchten ihn auf, und so bewegte er sein Leben in einem sehr gebildeten Zirkel. Daß ihn daher jenes Unwesen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein seine Abneigung gegen die Studiosen war wirklich leidenschaftlicher, als es einem gesetzten Mann geziemte, wiewohl er mich durch seine geistreichen Schilderungen ihres ungeheuerlichen Aussehens und Betragens sehr oft zum Lachen brachte. Hoepfners Einladungen und mein Zureden halfen nichts, ich mußte baldmöglichst mit ihm nach Wetzlar wandern. (HA, Bd. 9, S. 554)

Hoepfner hat von den angeregten Stunden mit Goethe eine Schilderung in einem Briefe gegeben: „*Götz von Berlichingen haben Sie doch schon gelesen? Ich wünschte, daß Sie den Verfasser persönlich kennen, ein Mensch, der bei seinem wahren Genius der beste, gutherzigste, liebenswürdigste Sterbliche ist. Auf seine und Mercks Freundschaft bin ich sehr stolz.*“

Goethe schreibt weiter über Merck:

Treffend und scharf zu urteilen, war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. (...) In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältnis: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt erbittert, und ließ diesen grillenranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. (HA, Bd. 9, S. 505 f)

Es besteht kein Zweifel, daß Merck versuchte, auf Goethe einzuwirken, und ihn zum Verlassen Wetzlars zu bewegen. Goethe selber hat später dieses Bestreben nicht recht verstehen können. Er findet in *Dichtung und Wahrheit* harte Worte für ihn:

Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bei Lotten eingeführt; allein seine Gegenwart in diesem Kreise geriet mir nicht zum Gedeihen: denn wie Mephistopheles, er mag hintreten wohin er will, wohl schwerlich Segen mitbringt; so machte er mir, durch seine Gleichgültigkeit gegen diese geliebte Person, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigstens keine Freude. (HA, Bd. 9, S. 554)

Mercks ursprüngliche Absicht, Goethe mit nach Darmstadt zu nehmen, wurde nicht verwirklicht, aber seine Einflußnahme auf Goethe kann nicht bezweifelt werden. Er versuchte, die dichterischen Pläne für Goethe wieder in den Vordergrund zu rücken und ihn zu einer Rheinreise zu überreden. Er erreichte, daß eine Verabredung zustande kam, sich bei Frau von La Roche auf dem Schloß Ehrenbreitstein zu treffen.

Am 28. August, an Goethes und zugleich an Kestners Geburtstag, weilte Goethe im Deutschen Hause bei Familie Buff. Wir wissen nur: „*Da wurden Bohnen geschnitten bis um Mitternacht und der 28. feyerlich mit Thee und freundlichen Gesichtern begonnen.*“

Am 10. September berichtet Kestner von einem Gespräch, das Goethe sehr bewegte.

Abends kam Doktor Goethe nach dem Teutschen Hause, Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen, welches nicht er, sondern Lottchen anfang; wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns sterbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er anderen Morgens verreisen wollte.

Man hat dieses Gespräch vom 10. September und Goethes Abschiedszeilen so verstanden, daß Lotte durch ein Mißverständnis dieser Unterhaltung eine andere Wendung gegeben hätte. Man sprach vom Abschiednehmen und Lotte soll darunter den Abschied Goethes verstanden haben und damit eine endgültige Trennung. Goethe jedoch sei von der gleichmütigen Ruhe, mit der Lotte diesen Tatsachen gegenüber trat, erschüttert gewesen und habe so von sich aus die Kraft zur Lösung gefunden. Es bleibt gewiß, daß eine Trennung kommen mußte, die einzelnen Anlässe und Motive jedoch sind weder aus dem *Werther*, der *Dichtung und Wahrheit*,

noch den Briefen gänzlich zu erschließen. Goethe wanderte am andern Tage in der Frühe zu Fuß durch das Lahntal, um nach Koblenz zu gelangen. Er schreibt in *Dichtung und Wahrheit*:

Ich hatte mein Gepäck nach Frankfurt, und was ich unterwegs brauchen könnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter gesendet, und wanderte nun diesen schönen, durch seine Krümmungen lieblichen, in seinen Ufern so mannigfaltigen Fluß hinunter, dem Entschluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stummlebendigen Natur so wohlthätig ist. Mein Auge, geübt, die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaft zu entdecken, schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuchten Felsen, der sonnigen Wipfel, der freuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lokkenden blauen Bergreihen.

Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Flusses, der in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüsch zum Teil verdeckt, im Sonnenlicht hingleitete. Da stieg in mir der alte Wunsch wieder auf, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können. Zufällig hatte ich ein schönes Taschenmesser in der linken Hand, und in dem Augenblick trat aus dem tiefen Grunde der Seele gleichsam befehlshaberisch hervor: ich sollte dies Messer ungesäumt in den Fluß schleudern. Sähe ich es hineinfallen, so würde mein künstlerischer Wunsch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Messers durch die überhängenden Weidenbüsche verdeckt, so sollte ich Wunsch und Bemühung fahren lassen. So schnell, als diese Grille in mir aufstieg, war sie auch ausgeführt. Denn ohne auf die Brauchbarkeit des Messers zu sehn, das gar manche Gerätschaften in sich vereinigte, schleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hielt, gewaltsam nach dem Flusse hin. Aber auch hier mußte ich die trügliche Zweideutigkeit der Orakel, über die man sich im Altertum so bitter beklagt, erfahren. Des Messers Eintauchen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser sprang wie eine starke Fontäne in die Höhe, und war mir vollkommen sichtbar. Ich legte diese Erscheinung nicht zu meinen Gunsten aus, und der durch sie in mir erregte Zweifel war in der Folge schuld, daß ich diese Übungen unterbrochener und fahrlässiger anstellte, und dadurch selbst Anlaß gab, daß die Deutung des Orakels sich erfüllte. Wenigstens war mir für den Augenblick die Außenwelt verleidet, ich ergab mich meinen Einbildungen und Empfindungen, und ließ die wohlgelegenen Schlösser und Ortschaften Weilburg, Limburg, Diez und Nassau nach und nach hinter mir, meistens

allein, nur manchmal auf kurze Zeit mich zu einem anderen gesellend. (HA, Bd. 9, S. 556f)

Von Ems aus erreichte er nach einer Kahnfahrt Ehrenbreitstein und besuchte die Familie von La Roche. Sophie von La Roche, die Verfasserin des damaligen Erfolgsromans *Das Fräulein von Sternheim*, machte Goethe mit ihrer sechzehnjährigen Tochter bekannt. Sie gefiel Goethe. Er schreibt:

Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppellanz der beiden Himmelslichter. (HA, Bd. 9, S. 561 f)

Maximiliane von La Roche heiratete zwei Jahre nach dieser Begegnung den über zwanzig Jahre älteren Peter Anton Brentano. Brentano und seine Frau Maximiliane waren die Eltern der später berühmten Kinder Clemens und Bettina Brentano.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, erhielt Goethe die Nachricht vom Tode des jungen Karl-Wilhelm Jerusalem und seines traurigen Schicksals, das ihn tief bewegte. Diese Nachrichten gaben ohne Zweifel den ersten Anstoß zur *Werther*-Dichtung. Karl-Wilhelm Jerusalem, 1747 geboren, war als Legationssekretär 1771 nach Wetzlar gekommen. Er wohnte in einem alten Fachwerkhaus am Schillerplatz gegenüber der Franziskanerkirche. Goethe schildert Jerusalem, den er schon von Leipzig her kannte, in *Dichtung und Wahrheit*:

Seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche ruhige Züge und was sonst noch einem hübschen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebracht: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, und Stiefeln mit braunen Stolpen. (HA, Bd. 9, S. 544)

Obwohl Jerusalem wegen seiner großen Fähigkeiten und charakterlichen Haltung

sehr angesehen war, führte doch die Tatsache seiner bürgerlichen Herkunft zu mancherlei Schwierigkeiten, die den zum Grübeln neigenden Menschen stark belasteten. Dazu kam dann die unglückliche Liebe zu der schönen, geistvollen Frau des Geheimen Sekretärs Philipp Jakob Herd. Kestner schildert diese Frau:

Der Sekretär von Pfalzlauren, Herr Herd, ist vermählt mit einer Demoiselle aus Mannheim. Sie ist eine Schönheit und ohne Widerspruch die schönste Frau in allen Rangstufen hier. Außerdem hat sie fast alle Eigenschaften einer vollkommenen Frau, Talente, Wissen – unter anderem spricht sie französisch und italienisch, Geist, ein sehr gutes Herz, einen edlen Charakter, und um alles zu krönen, ist sie von untadelhafter Tugend, so schön sie auch ist.

Am 28. Oktober begleitete Jerusalem nach einem gemeinsamen Essen Herd in seine Wohnung. Als dieser sich noch einmal dienstlich entfernen mußte, kam es zu einer stürmischen Liebeserklärung Jerusalems. Elisabeth Herd wies ihn entschieden zurück, und ihr Mann verbot am Tage darauf Jerusalem sein Haus. Ein kleiner Zettel an Kestner blieb erhalten: „*Dürfte ich Ew. Wohlgeb. zu einer vorhabenden Reise um ihre Pistolen gehorsamts ersuchen? J. d. 29. Oct. 1772, Mittags 1 Uhr.*“ Um Mitternacht hat Jerusalem sich dann in seiner Wohnung erschossen.

Das außergewöhnliche Ereignis beschäftigte die gesamte Stadt. Goethe weilte mit seinem späteren Schwager Johann Georg Schlosser ein paar Tage – vom 6. bis 11. November – in Wetzlar. Er nahm das Billet, mit dem Jerusalems Diener von Kestner die Pistolen geliehen hatte, an sich und bat Kestner um nähere Einzelheiten zum tragischen Tode Jerusalems. Kestner sandte einen ausführlichen Bericht an Goethe. Goethes Anteilnahme zeigt ein Brief:

Der unglückliche Jerusalem. Die Nachricht war mir schrecklich und unerwartet, es war gräßlich zum angenehmsten Geschenk der Liebe diese Nachricht zur Beilage. Der Unglückliche. Aber die Teufel, welche sich die schändlichen Menschen, die nichts genießen

denn Spreu der Eitelkeit und Götzenlust in ihrem Herzen haben und Götzendienst predigen, und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben die Kräfte, sind schuld an diesem Unglück...

Viel später schreibt Goethe in *Dichtung und Wahrheit* über den Zusammenhang zwischen Jerusalems Tod und seinem *Werther*:

Jerusalems Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Ähnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Produktion, die ich eben unternahm, alle die Glut einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt. (HA, Bd. 9, S. 587)

Die Ehe der Maximiliane von La Roche mit einem eifersüchtigen, engstirnigen Mann gab dann wohl den letzten Anstoß zum *Werther*. Goethe begann mit der Niederschrift im Februar 1774.

Goethes *Werther* entstand in verhältnismäßig kurzer Zeit, am 1. Juni 1774 berichtete er in einem Brief an einen Freund:

Allerhand neues hab ich gemacht. Eine Geschichte des Titels „Die Leiden des jungen Werthers“, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt.

Das Buch erschien zur Herbstmesse 1774 zunächst anonym bei der Weygandschen Buchhandlung in Leipzig. Die rasch folgende zweite Auflage trug dann Goethes Namen und machte ihn in aller Welt bekannt wie keines seiner Werke vor- oder nachdem. *Werther* wurde das große Thema der Zeit, wurde „Mode“. Bis zum Anfang unseres Jahrhunderts erschienen etwa 140 Übersetzungen und Nachahmungen, doch schon unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches wurde *Werther* in zahlreichen Parodien angegriffen. Der

Stoff wurde dramatisiert, vertont, und es erschienen Gedichte.

Von der ungeheuren Wirkung, die der Roman ausübte, blieb Goethe selber nicht verschont. Noch fünfzig Jahre nach der ersten Veröffentlichung des Werkes stand er:

Übrigens habe ich das Buch, wie ich schon öfter gesagt, seit seinem Erscheinen nur ein einziges Mal wieder gelesen und mich gehütet, es abermals zu tun. Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei, und ich fürchte den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging.

Anmerkung

¹ Die Zitate aus *Werther* und *Dichtung und Wahrheit* richten sich nach folgender Ausgabe: Goethe, Johann Wolfgang von: *Werke. Hamburger Ausgabe*. Hrsg. von Erich Trunz. München 1981. Die Textstellen sind wie folgt nachgewiesen: HA (= *Hamburger Ausgabe*), Bandzahl und Seitenangabe.

Literatur

Bernbeck, Gerhard: Höpfer, Goethe, Klinger und das geistige Gießen vor 200 Jahren – Ernstes und Heiteres aus alten Korrespondenzen. In: *Heimat im Bild*, Beilage zum Gießener Anzeiger u. a., Juli 1980, 28. und 29. Woche.

Beutler, E.: Johann Caspar Goethes Promotion in Gießen. In: *Gießener Hochschulblätter*, 9. Jg., Nr. 2 vom 28. 8. 1961.

Blasius, Wilhelm: *Lebendige Geschichte der Universität Gießen*. 1987 (im Druck).

Eckermann, Johann Peter: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Frankfurt am Main 1981.

Gloel, Heinrich: *Goethes Wetzlarer Zeit*. 1911.

Göres, Jörn: *Goethes Leben in Bilddokumenten*. München 1982.

Goethe, Johann Wolfgang von: *Werke. Hamburger Ausgabe*. Hrsg. von Erich Trunz. München 1981.

Mignon, Heinrich: *Goethe in Wetzlar – Kleine Chronik aus dem Sommer 1772*. Wetzlar 1972.

Rösch, Siegfried: *Aus Wetzlars klassischer Zeit – Vom Personenkreis um Goethe und Lotte*. Wetzlar 1950.

Schwerin, Claudius von: *Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte*. München 1934.

Wahl, Hans u. Anton Kippenberger (Hrsg.): *Goethe und seine Welt*. Leipzig 1932.

Zweites Deutsches Fernsehen: *Sendung zum 150. Todestag von Johann Wolfgang von Goethe*. Mainz 1982.



Hessisches Staatsbad Bad Salzhausen

Zwischen Wetterau und Vogelsberg

- Ein Heilbad voller Romantik
- Ruhig und waldreich
- Ideal für Urlaub und Kur
- Heilanzeigen: RHEUMA — HERZ — NERVEN — KREISLAUF — ATEMWEGE
- Kurmittel — Fangohaus
- Therapiebecken für spezielle Rheumabehandlung
- Vielseitiges Veranstaltungsangebot — Kurmusik

Sole-Bewegungsbad

Hinein in's kerngesunde Badevergnügen

Montag bis Freitag von 9 bis 21 Uhr · Samstag und Sonntag von 9 bis 18 Uhr
Telefon 0 60 43/5 63

Nach Bad Salzhausen — schon der Gesundheit wegen!

25 Jahre Datenverarbeitung an der Justus-Liebig-Universität Gießen

An der Entwicklung des Einsatzes der Datenverarbeitung an der Justus-Liebig-Universität Gießen läßt sich exemplarisch zeigen, welche enormen Veränderungen diese Disziplin in wenigen Jahren erfahren hat. Die Veränderungen betreffen die Systeme selbst und ihre Merkmale wie Größe, Preis, Leistung, Software usw., vor allem aber den Kreis der Benutzer und die Art und Weise der Nutzung.

Start mit der Zuse Z23

Im Dezember 1961 begann an der Justus-Liebig-Universität Gießen die Geschichte der elektronischen Datenverarbeitung mit einer Maschine des Typs Zuse Z23. Man kann mit gutem Recht den Begriff Maschine verwenden, während man heute immer von einem DV-System spricht, das aus Hardware – der Maschine mit verschiedenen Komponenten – und der Software – den Programmen – besteht. Denn der Lieferumfang bei der Z23 bestand aus einem Maschinenschrank, einem Trommelschrank, einem Abtaster, einem Fernschreiber, einem Bedienungspult und Bedienersessel sowie technischen Schaltplänen, einem sogenannten Grundprogramm und einer kleinen Anzahl mathematischer Unterprogramme. Man kann daher sagen, daß der gesamte Kaufpreis von 380 000 DM für die Maschine, also die Hardware gezahlt wurde; die Begriffe Hardware und Software waren damals aber in ihrer heutigen Bedeutung noch nicht bekannt.

Die Z23 war schon ein Rechner der zweiten Generation, voll transistorisiert! Sie

war das Nachfolgemodell der Röhrenmaschine Z22 (erste Generation), die mit großem Erfolg bei den Pionieren der elektronischen Datenverarbeitung in Deutschland in einigen technischen Instituten eingesetzt worden war. Die Z23 war aber wegen ihrer neueren Technik schneller, benötigte weniger Platz, verbrauchte weniger Energie und was noch viel wichtiger war, sie war wesentlich zuverlässiger. Sie wurde in Bad Hersfeld in der Firma von Konrad Zuse, einem der Väter des automatisierten Rechnens, gebaut. Zuse hatte 1940 mit dem Modell Z4 die erste programmgesteuerte Rechenmaschine hergestellt, die lauffähig war und in der Praxis eingesetzt wurde. Ein Modell der Z4 war an der ETH Zürich nach dem Krieg noch in Betrieb.

Wie konnte man nun Informationen – Programme oder Daten – in der Z23 speichern und sodann zum Ablauf bringen? Das Medium war ein Fünfkannallochstreifen, so wie er im Fernschreibdienst verwendet wird. Daher waren auch als Arbeitsplätze zwei Siemens-Fernschreiber vorhanden, auf denen man durch Tippen auf der Tastatur das eigene Programm auf Papier (für den Menschen lesbar) schreiben und gleichzeitig auf Lochstreifen (für die Maschine lesbar) stanzen konnte. Der Lochstreifen wurde von einem photoelektrischen Abtaster gelesen. Allerdings war dies nur möglich, wenn vorher das Grundprogramm schon im Speicher war. Andernfalls mußte man durch Eintippen von Befehlen und Befehlsübernahme auf Schaltern am Bedienungspult ein Boot-Programm in die Maschine eingeben, das



Abb. 1: Die Z23 im Zeughaus.

dann das quinärschlüsselte Grundprogramm erst lesen konnte.

Der Speicher bestand aus zwei Komponenten, dem schnellen Magnetkernspeicher von 256 Worten und dem Trommelspeicher von 8192 Worten, jeweils zu 40 Bit. In heutiger Rechnung sind dies 0,25 KB bzw. 40 KB, also bemitleidenswert wenig. Daß dennoch auch größere numerische Probleme bearbeitet werden konnten, liegt daran, daß der Benutzer gezwungen war, äußerst maschinennah im sogenannten Freiburger Code zu programmieren. Der Freiburger Code lag mit seinen Möglichkeiten noch weiter unter dem, was heute Assembler bieten. Er erlaubte wegen seiner Einschränkungen (z. B. absolute Adressen, ein Befehl pro Speicherwort, Befehlsmodifikation) eine sehr effektive Nutzung der Hardware. Er benötigte keine umfangreichen Compiler, vielmehr besorgte ein Abschnitt des Grundprogramms die einfachen Um-

wandlungen der mnemotechnischen Befehle in die entsprechenden Bitfolgen.

Wegen des begrenzten Speicherplatzes war an den Einsatz eines Betriebssystems nicht zu denken. Es war auch nicht notwendig. Eine Benutzerverwaltung oder Prioritätssteuerung war wegen der einfachen Organisation des Rechenbetriebs – immer nur einer, und einer nach dem anderen – nicht erforderlich. Eine Speicherverwaltung existierte ebensowenig. Begriffe wie Files oder Datenschutz kannte man nicht. Wenn ein Benutzer dem Nachfolger ohne weitere Vorkehrungen die Maschine überließ, konnte dieser alle Daten des Vorgängers verwenden. Ob er sie aber als eine reine Sammlung von Bits auch gebrauchen, d. h. als Daten rekonstruieren konnte, war eine andere Frage. Jedenfalls war für einen Benutzer die erste Handlung nach der Übergabe der Maschine, daß er den Kern- und Trommelspeicher löschte. Das geschah schon aus

Zwecken des Selbstschutzes. Denn es soll Programme gegeben haben, die ohne ein solches Löschen gelegentlich falsch liefen. Die Erklärung für solche Effekte ist, daß entweder wegen eines schlechten Programmierstils oder wegen Programmierfehler auf Zellen zugegriffen wurde, die im eigenen Programm nicht vorbesetzt wurden, was eben in gewissen Fällen ohne das vorausgehende Löschen einen Zugriff auf die Daten des Vorgängers bedeutete.

Überhaupt konnten bei der Programmierung im Freiburger Code Tricks verwendet und erfunden werden, die mit heutigen Assemblern nicht mehr möglich sind und die auch von den Schöpfern des Freiburger Codes nicht beabsichtigt waren. Diese Tricks dienten manchmal zu einer effektiveren Nutzung der Maschine, waren aber oft auch nur „l'art pour l'art“ oder sollten gar den Sinn eines Programmstücks für einen menschlichen Leser verbergen.

Es ist heute kaum vorstellbar, daß mit diesen einfachen Hilfsmitteln an Software größere Projekte gerechnet wurden. Jeder Benutzer mußte sich ohne Betriebssystem, Utilities oder Compiler seine Programme und Unterprogramme in einer assemblerartigen Sprache erstellen. Nur eine kleine Anzahl mathematischer Unterprogramme (z. B. Winkelfunktionen, Quadratwurzel, Logarithmus, Exponentialfunktion) waren verfügbar.

Auch bezüglich der Bedienung war der Kontakt des Benutzers mit der Maschine hautnah. Es gab nämlich keine Operateure.

Nach einer kurzen Einführung konnte der Benutzer schnell die nötigen Handgriffe für das Speicherlöschen, das Einlesen, den Programmstart und ähnliches selbst ausführen. Eine besondere Kunst war allerdings das Austesten von Programmen. Wie heute, so gab es auch damals die verschiedensten Ursachen für Programmfehler, wobei diese Fälle noch angereichert

waren durch die schon geschilderten Möglichkeiten des Freiburger Codes. Die einfacheren Fälle waren Zugriffe auf falsche Daten, auf Daten als Befehle oder umgekehrt, falsches Zählen und ähnliches.

Während man heute bei Fehlern entsprechende Hinweise zur Übersetzungs- bzw. Laufzeit von den Compilern oder dem Betriebssystem erhält und sich auch umfangreiche Dumps ausgeben lassen kann, blieb die Z23 einfach „hängen“ oder rannte in Schleifen. „Null im Befehlsregister“ war eine häufige Diagnose. Das konnte man an einer 40stelligen Tastenreihe mit Lichtanzeige am Bedienungspult erkennen. Eine weitere Schalterreihe zeigte die 40 Bits des Registers Akkumulator. Mit zwei Tasten, Akkuübernahme und Befehlsübernahme, konnte man Testwerte in den Akkumulator eingeben, bzw. „von Hand“ einzelne eingetastete Befehle ausführen lassen. Durch geschicktes Verwenden dieser Einrichtungen war es möglich, sich Registerstände und Speicherinhalte anzuschauen. Zusammen mit Einfallsreichtum und Spürsinn konnte man so dem Fehler früher oder später auf die Spur kommen. Die Ausgabe von Dumps war nur mit eigenen vorbereiteten Programmen möglich und nicht immer sofort anwendbar, weil sie gewisse Register und Speicher benötigten und somit zerstörten, so daß man vorher von Hand immer eine Menge erledigen mußte.

Waren die Programme dann ausgetestet, so folgten meistens umfangreiche Rechengänge mit verschiedenen Ausgangsdaten. Das bedeutete oft ein stundenlanges Bedienen und auch Warten auf die Ergebnisse. Daher wurden für die Durchführung von Routineläufen wissenschaftliche Hilfskräfte aus den betreffenden Instituten beauftragt. Sie waren sozusagen die Vorläufer unserer Operateure. Die häufigsten Nutzer waren damals neben der Mathematik und der Theoretischen Physik

die Anorganische Chemie und die Pflanzenzüchtung sowie die Landwirtschaftliche Betriebslehre aus der landwirtschaftlichen Fakultät. Manche Rechnungen, insbesondere bei den Chemikern, dauerten so lange, daß dafür die Nacht eingeplant werden mußte. Zur Erleichterung bei der Abwicklung dieser Nachtaufträge stand eine Ruhebank zur Verfügung und ein von den Gießener Mitarbeitern der „Elektronischen Rechenanlage“ entwickelte Alarmschaltung weckte ggf. mit schrillum Klingelton den Benutzer, wenn am Ende eines Rechenprogramms die Maschine „in Stop ging“.

Elektronische Rechenanlage war der Name der interfakultativen Einrichtung, die die Z23 betreute. Sie entstand direkt dem Rektor der Universität, wurde von Herrn Prof. Dr. Dieter Gaier, Mathematisches Institut, geleitet und war im Zeughaus untergebracht. Der Raumbedarf war gering, nur zwei Räume; ein Maschinenraum und daneben – mit schalldichter Tür verbunden – ein Raum für die zwei hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter. Der Sachetat von 12 000 DM jährlich war recht bescheiden, da kein teurerer Wartungsvertrag abgeschlossen war. Die Mitarbeiter konnten einfache Fehler und Justagen an mechanischen Geräten selbst durchführen. Nur bei schwierigen Fehlern wurde ein Spezialist aus Bad Hersfeld angefordert. Dabei war es oft so, daß die Gießener Mitarbeiter aufgrund der Fehlersymptome die möglichen Fehlerursachen auf wenige Bausteine einkreisen konnten.

Ein großer Schritt nach vorn

In wenigen Jahren hatte sich der Benutzerkreis auf viele neue Fächer ausgeweitet, so daß die Anforderung an Rechenzeit stetig stieg. Mehr noch war eine Zunahme durch die alten Benutzergruppen verur-

sacht, weil Programme erweitert wurden oder für Nachfolgeprojekte in Teilen oder leicht modifiziert wieder verwendet werden konnten. Es waren schon Benutzer-Programmpakete entstanden, und die Elektronische Rechenanlage pflegt eine kleine Programmbibliothek mit allgemein verwendbaren Programmen. Ende der 60er Jahre war trotz umfangreicher Nutzung auch der Nachtstunden und gelegentlich der Wochenenden die Kapazität der Z23 erschöpft.

Viele Benutzer wanderten ab. Vorwiegend zum „Deutschen Rechenzentrum“ in Darmstadt, wo eine IBM 7090 für den Großrechenbedarf der deutschen Wissenschaft installiert war, oder auch zur Universität Marburg auf einen schon moderneren Rechner deutscher Produktion, den TR4 von Telefunken. Für den heutigen Benutzer ist es kaum vorstellbar, mit welchem Aufwand und welchem Zeitverlust diese auswärtige Rechnernutzung verbunden war. Die Datenträger, Magnetbänder und Lochkarten, mußten mit der Post verschickt werden, und auf gleichem Wege erhielt man nach Tagen die Ergebnislisten zurück. Es ist klar, daß diese Methode zum Entwickeln und Austesten eines Programms ungeeignet war, da sich die Dauer auf Monate oder Jahre erstreckt hätte. Für das Austesten von Programmen war es notwendig, daß der Benutzer nach auswärts reiste, meistens für mehrere Tage.

Der größte Teil derjenigen, die auswärts rechneten, war nicht nur deshalb ausgewichen, weil auf der Z23 immer weniger Zeit zur Verfügung stand, sondern vielmehr, weil die Anlage nicht sinnvoll oder gar nicht für die Lösung eines Problems eingesetzt werden konnte. Das lag an der Hardware und an der Software. Der Speicher war zu klein und die Geschwindigkeit zu gering; vor allem aber fehlten Compiler und besondere Programmpakete für Benutzergruppen aus den nichtnaturwissen-

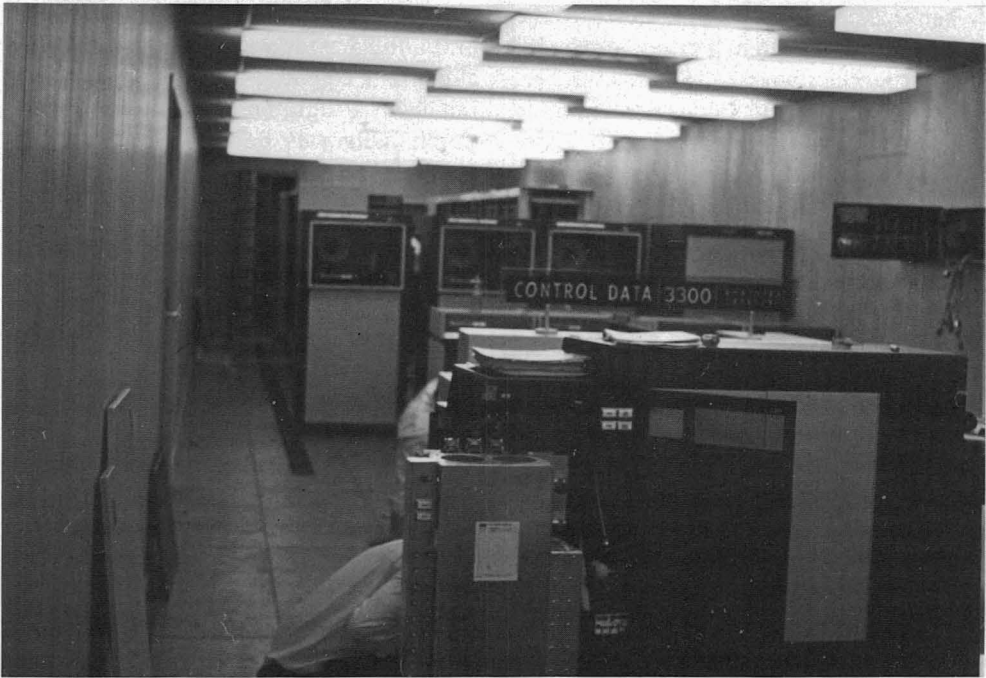


Abb. 2: CD3300 im Strahlenzentrum.

schaftlichen Fächern. Für die Z23 gab es inzwischen zwar einen Algol-Compiler, aber er war viermal so groß wie das Grundprogramm und er ließ für Daten und das Benutzerprogramm zuwenig Platz, ganz zu schweigen, daß er die Ausführungs geschwindigkeit um mindestens den Faktor fünf reduzierte.

So hatten wir in Gießen gute Argumente für eine leistungsfähigere Anlage. Nach den schon lange laufenden Vorarbeiten und umfangreichen Vergleichstests stellte die Justus-Liebig-Universität Gießen 1969 einen Antrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, der mit geringen Modifikationen genehmigt wurde. Im Mai 1970 wurde die neue Anlage, eine CD3300 der amerikanischen Firma Control Data Corporation geliefert und installiert.

Vorher aber waren für die Unterbringung der neuen Geräte Baumaßnahmen erforder-

lich gewesen. Die neue Anlage konnte man nicht mehr, so wie die Z23, einfach in ein normales Arbeitszimmer stellen, das lediglich einen Dreiphasenstromanschluß mit einfacher 16-Ampereabsicherung erhalten hatte. Zunächst war die benötigte Stellfläche schon fünfmal so groß. Eine eigene Elektroverteilung mußte eingerichtet werden, die noch durch zwei riesige Umformer ergänzt wurde. Am teuersten aber war der Einbau einer Klimaanlage. Der Maschinenraum wurde mit einem Doppelboden und einer abgehängten Decke für eine Vollklimatisierung gebaut, damit die engen Toleranzwerte für Temperaturen und Feuchtwerte eingehalten werden konnten.

Dieser Aufwand bei der Unterbringung der Anlage war erforderlich, weil die Hardware aus vielen großen einzelnen Komponenten bestand. Neben mehreren Schränken für die Zentraleinheit und den

Arbeitsspeicher gab es eine ganze Reihe von Peripheriegeräten: Plattenlaufwerke, Magnetbandlaufwerke, Schnelldrucker, Leser und Stanzer für Lochkarten und für Lochstreifen sowie einen Plotter. Jedes Peripheriegerät hatte noch eigene Controller, d. h. Schränke mit Steuerelektronik. Abgesehen von der größeren Menge dieser wärmeproduzierenden Elektronik bei der CD3300 gegenüber der Z23 war auch die Bauweise moderner und die Packungsdichte größer, was nach einem zuverlässigen Abtransport der Wärme verlangte.

Aber nicht nur hinsichtlich der Hardware hatte die Justus-Liebig-Universität Gießen ein modernes System erhalten. Zum Lieferumfang gehörte auch eine große Palette an Software. Zunächst ein Betriebssystem. Es gestattete das Multiprogramming mit Prioritätensteuerung sowie die Verwaltung eines permanenten Filesystems. Durch das Multiprogramming konnte eine effektive Ausnutzung der Hardware erreicht werden, während das Filesystem einmal dem Benutzer in der täglichen Anwendung große Erleichterungen brachte. Er mußte nicht immer mit leerer Maschine beginnen. Seine Daten und Programme konnten in bestimmten Kontingenten auf den Platten und Bändern bereitgehalten werden, ohne sie bei jedem Benutzungsvorgang erneut in das DV-System einschleusen zu müssen.

Zum anderen wurden durch das permanente Filesystem allen Benutzern, die Compiler und eine große Zahl von Programmbibliotheken, bereitgestellt. Der Benutzer konnte in höheren Programmiersprachen wie Fortran, Cobol oder Algol seine Programme schreiben und aus den Bibliotheken fertige Verfahren auswählen, etwa aus der linearen Algebra Probleme wie Gleichungsauflösung oder Eigenwertbestimmung, aus der numerischen Lösung von Differentialgleichun-

gen oder der numerischen Integration, und ähnliches. Manche Systeme konnten ganz ohne eigenes Programmieren in den üblichen Programmiersprachen einfach durch geeignetes Bereitstellen der Daten genutzt werden; z. B. beim Linearprogrammieren oder bei den verschiedensten statistischen Auswertungen.

Für den Benutzer gab es eine ganz gravierende Änderung für das Arbeiten mit der DV-Anlage. Es wurde ein Closed-Shop-Betrieb eingeführt, d. h. er durfte den Maschinenraum nicht mehr betreten. Die Zahl und die Typenvielfalt der Geräte ließ es nicht mehr sinnvoll erscheinen, daß jeder Benutzer die Bedienung erlernte. Wegen mangelnder Übung hätte man Fehlbedienungen laufend erwarten müssen; deren Folgen konnten vom eigenen Datenverlust bis zur Zerstörung fremder Daten oder Programme oder gar zur Beschädigung der Geräte führen.

Außerdem verlangten die Möglichkeiten des Multiprogramming mit Prioritätensteuerung nach einer neuen Organisationsform. Die Maschine wurde nicht mehr, wie bei der Z23, minuten- oder stundenweise an Benutzer vergeben, sondern sie war immer für alle da. Es gab Kurz-, Mittel- und Langläufe. Die Operateure sorgten neutral dafür, daß die Aufarbeitung innerhalb der Klassen gemäß der Abgabezeit erfolgte. Sie konnten natürlich am Bedienungspult – das übrigens wesentlich kleiner als bei der Z23 war – in besonderen Fällen die Prioritäten herab- oder heraufsetzen.

Während beim Rechnen an der Z23 der Benutzer, wenn er an der Reihe war, alle seine Daten und Programme von wenigen oder vielen, kleinen oder großen Streifen in einer Reihenfolge, die nur er kannte und die oft entscheidend wichtig war, einlas, dann das Rechnen startete und häufig auch mittendrin weitere Daten nachlieferte, mußte er jetzt einen Auftrag abgeben

und hatte dann keinen Einfluß mehr auf die Durchführung. Ein Auftrag hieß Job und wurde in Form eines geordneten Pakets von Lochkarten abgegeben. Diese Pakete enthielten Steuerkarten für das Betriebssystem und seine Dienstprogramme, Quellenprogramme, Daten und ggf. auch binäre Informationen. Die Jobs – manche dünn, andere riesenlang und schwer – wurden in etwa 80 cm langen Lochkartenkästen abgegeben und gesammelt. Zu bestimmten Zeiten, meist halbstündig, wurden sie von den Operateuren auf Transportwagen in den Rechnerraum gefahren, wo sie dann in das System mit Hilfe des photoelektrischen Lochkartenlesers eingelesen wurden. Anschließend wurden die Karten wieder an einer Ausgabestelle zurückgegeben.

Das Ergebnis eines Jobs stand immer auf einer Liste. Manche Listen werden schon sehr bald nach dem Einlesen der Lochkarten des Jobs gedruckt, auf andere mußte man lange warten. Manche Listen waren dick und kiloschwer, andere dünn, entweder weil es sich um ein kleines Problem handelte oder aber weil etwa durch einen kleinen Eingabefehler das Programm nicht wie erwartet gelaufen war, so daß statt der Ergebnisse nur eine Fehlermeldung ausgegeben wurde. In diesem Falle mußte man einen erneuten Anlauf machen. Die Zeit von der Abgabe der Lochkarten bis zur Ausgabe der Listen, die so wie heute mit Balkenschrift gekennzeichnet waren, nannte man Turn-Around-Time; sie war also die Reaktionszeit des Systems, nach deren Ablauf man frühestens wieder an dem betreffenden Problem weiterarbeiten konnte.

Sie war für das Austesten von Programmen eine wichtige Größe. Ihr Minimum lag bei einer halben Stunde, denn schneller konnten die Operateure das Einlesen der Karten und das Verteilen der Listen nicht besorgen. Die Strategien der Benutzer zur

Ausnutzung der Turn-Around-Zeit beim Programmtesten waren unterschiedlich. Eine Gruppe wartete einfach und wanderte meist im Flur hin und her und befragte alle Personen, die aus dem Rechnerraum kamen, ob nicht bald die Listen ausgeteilt würden. Eine zweite Gruppe erledigte während der Wartezeit mitgebrachte Arbeit; die dritte Gruppe schaffte es irgendwie, versetzt oder parallel zu arbeiten, so daß sie bei jeder Ausgabe von Listen zu den Empfängern zählten und so immer bei ihrer Programmierarbeit bleiben konnten.

Obwohl heutigen Benutzern diese Methode, mit einem Computer zu arbeiten, archaisch oder gar unzumutbar erscheinen wird, so war dieser „Batchbetrieb im Closed-Shop“ damals der Stand der Kunst. Mit dem Wechsel von der Z23 zur CD3300 tat die Justus-Liebig-Universität Gießen einen gewaltigen Schritt nach vorn. Allerdings mußten die größere Leistung und die modernere Art der Benutzung des Systems nicht nur durch einen hohen Anschaffungspreis erkauft werden, es mußten auch die wesentlichen Erhöhungen beim Personal, in der räumlichen Unterbringung und den laufenden Sachkosten von der Universität aufgebracht werden.

Neue Personalstellen waren erforderlich, weil neue Aufgaben entstanden waren. Der Bereich des Operating wurde schon genannt. Weiterhin mußten sich wissenschaftliche Mitarbeiter um die Betreuung und Pflege des Betriebssystems kümmern. Während ohne ein reibungsloses Funktionieren dieses Bereichs das System gar nicht nutzbar ist, bemerkt doch der Benutzer von dieser Arbeit wenig und kennt keine Details. Er verwendet die Anwendersoftware, Compiler und Programmbibliotheken. Für deren Betreuung und Anpassung sowie für die Beratung der Benutzer waren weitere Mitarbeiter erforder-

lich. So stieg der Personalbestand auf 12 Mitarbeiter.

Der Raumbedarf für die Mitarbeiter, vor allem aber für die aufwendige Unterbringung der Maschine und der Klimaanlage, konnte im Zeughaus nicht mehr befriedigt werden. Bei den Überlegungen für die Unterbringung der Nachfolgesysteme hatte sich schon früh herausgestellt, daß schließlich ein Neubau erforderlich sein würde. So wurde 1968 ein erstes Raumprogramm zur Vorlage beim Kultusminister aufgestellt. Die CD3300 aber mußte provisorisch in bestehenden Gebäuden untergebracht werden.

Der neue Aufstellungsort war das Strahlencentrum. Dort wurde ein großer Kellerflur zum Maschinenraum umgebaut. Die Klimaanlage konnte in den Installationskellern untergebracht werden und für die Mitarbeiter wurden im ersten Stock und im Keller Räume verändert und geteilt. Die Raumverhältnisse waren äußerst beengt, z. B. hatte einer der Mitarbeiter Räume nur ca. 6 m², aber immerhin ein Fenster, während der Operateuraufenthaltsraum in einem fensterlosen Installationskeller neben bzw. unter Luftkanälen und Rohrleitungen eingerichtet worden war. Dennoch waren alle Beteiligten, die Benutzer und die Mitarbeiter, über die neuen und erweiterten Arbeitsmöglichkeiten und das komplette Dienstleistungsangebot erfreut. Mit der Installation des neuen Systems wurde daher auch der Name der Einrichtung in *Rechenzentrum* geändert. Die Leitung übernahm Herr Prof. Dr. Siegfried Filippi, Mathematisches Institut, der gerade von Aachen auf den Lehrstuhl Numerische Mathematik berufen worden war.

Die Entwicklung in der Benutzung der CD3300 lief – so zeigt es sich im Rückblick – in einer gewissen Parallele zur Z23. Anfangs waren alle begeistert und zufrieden, dann wurden nach den ersten Jahren

die Ressourcen knapp und die Klagen begannen in ähnlicher Weise. Der Grund war wieder, daß die Benutzerzahlen und deren Anwendungen weiter gestiegen waren und daß die DV weitere Fächer erreicht hatte. Dies äußerte sich in der Verlängerung der Turn-Around-Time, sowohl für Kurz- wie für Langläufe. Für letztere wurde sie in Tagen gemessen, und dies, obwohl ein Dreischichtenbetrieb eingerichtet worden war, so daß die Anlage von Montag 6.00 Uhr bis Samstag 6.00 Uhr von den Operateuren bedient wurde. Neben dem Umstand, daß die Rechenkapazität der CD3300 zu klein geworden war, bedeutete für viele Benutzer die Notwendigkeit, wegen jedes Jobs – auch des kleinsten – ins Rechenzentrum fahren zu müssen, ein Ärgernis.

Timesharing und Dezentralisierung

Denn inzwischen war neben dem Batchbetrieb bei den modernen DV-Systemen eine weitere Nutzungsart möglich geworden, das Timesharing. Hardwaremäßige Voraussetzungen waren Sichtgeräte (Terminals) mit Schirm und Tastatur sowie Steuereinheiten, als Software benötigte man ein Programmsystem, das Eingaben vom Sichtgerät richtig an die Komponenten des Betriebssystems weitergab und die entstehenden Ausgaben wieder richtig verteilte. Die Arbeitsweise des Benutzers änderte sich dabei radikal zu seinem Vorteil. Statt Lochkartenjobs abgeben zu müssen und dann auf die Listen zu warten, konnte er in einer Sitzung vom Terminal aus seine Aufträge geben: editieren, übersetzen, Dienstprogramme oder eigene Anwendungen aufrufen. Die Reaktionszeiten lagen im Sekundenbereich, was besonders für das Austesten von Programmen von unschätzbarem Vorteil war. Immerhin war die CD3300 ein so modernes System, daß der Hersteller im nach-

hinein Hardware und Software entwickelte, die für das Timesharing notwendig waren, und daß die Anlage weiterhin – im Gegensatz zur Z23 – in verschiedenen Komponenten wie Hauptspeicher und vor allem Massenspeicher ausgebaut und wesentlich erweitert werden konnte. Ab 1974 wurden zunächst lokale Sichtgeräte beschafft. Der entscheidende Vorteil für den Anwender aber waren abgesetzte Terminals, die über Datenfernübertragung angeschlossen waren. In solchen Fällen konnte der Benutzer aus der Nähe seines gewohnten Arbeitsbereichs mit dem Rechner arbeiten und mußte nicht zeitraubende Fahrten zum Rechenzentrum unternehmen. Allerdings kamen nur drei Bereiche in den Genuß dieser Neuerung. Die Psychologie und die Chemie, weil sie im Rahmen der Erstausrüstung ihrer Neubauten Mittel erhalten hatten, sowie die Biomathematische Abteilung der Veterinärmedizin, die ihre Terminalstation im Rahmen eines Forschungsprojekts finanzieren konnte. Heute wäre dies nicht mehr möglich, da z. B. die Deutsche Forschungsgemeinschaft solche Anteile in Anträgen in den letzten Jahren mit der Begründung gestrichen hat, daß diese Geräte zur Infrastruktur der Universität gehören.

Die Terminalausstattung blieb aber in einem bescheidenen Rahmen; bis 1978 waren 20 Sichtgeräte angeschlossen. Ein weiterer Ausbau wäre nicht sinnvoll gewesen, weil er die Leistungsfähigkeit der CD3300 überfordert hätte. Die Antwortzeiten waren sowieso häufig nicht mehr in dem genannten Sekundenbereich.

So war es verständlich, daß die Justus-Liebig-Universität Gießen bereits in 1976 einen Antrag auf ein neues System stellte. Daraus wurde ein Verfahren, das sich über fast zwei Jahre hinzog. Der Grund lag in der damaligen Politik der Forschungsförderung. Es sollten deutsche

oder europäische Hersteller (CGK, Siemens, ICL) bevorzugt berücksichtigt werden. Für den Gießener Antrag mußten daher zusätzliche, umfangreiche Vergleichstests (Benchmarks) an verschiedenen Systemen durchgeführt werden. Teilweise handelte es sich um Hardware und Software, von denen nur Prototypen zur Verfügung standen. Ausschlaggebend war schließlich die Leistungsfähigkeit im Timesharing. In den Benchmarks waren sogenannte Skripts zur Simulation von Terminalsitzungen enthalten. In diesen Skripts wurden verschiedenartige Tätigkeiten am Bildschirm, wie editieren, kompilieren oder aufrufen von Dienstprogrammen, in verschiedenen typischen Mischungen zusammengestellt. Bei den Benchmarks wurden diese Sitzungen nach und nach gestartet, während im Hintergrund zusätzlich eine Batchlast abgearbeitet war.

Es wurden Serien mit 50 sowie 100 gleichzeitig aktiven Sitzungen gemessen. Für damals waren 100 aktive Terminals eine sehr hohe Systembelastung, die in den meisten Rechenzentren noch nicht bestand oder gar nicht realisierbar gewesen wäre. Dennoch wurden sie schließlich vom Gutachter für den Gießener Antrag, der Senatskommission für Rechenanlagen der DFG, anerkannt. Die Anforderungen, so sollte sich bald herausstellen, waren nicht zu hoch gesetzt. Die 50 simultan aktiven Terminals waren schon nach dem ersten Betriebsjahr erreicht, und zum Schluß waren bei etwa 300 angeschlossenen Terminals in den Hauptnutzungszeiten 150 aktiv.

Die neue Anlage war ein System Cyber 174 wieder der Firma Control Data. Allerdings aus einer ganz anderen Produktlinie als das alte System. Während die CD3300 z. B. eine Wortlänge von 24 Bits hatte, war sie bei der Cyber 174 60 Bits. Die Betriebssysteme hatten keinerlei Ge-



Abb. 3: Cyper 174 im Neubau des Hochschulrechenzentrums.

meinsamkeit. Insbesondere hatte das neue Betriebssystem NOS, network operating system, einen ganz anderen Aufbau als das bisherige. Für die Benutzung und das Rechenzentrum war der Umstieg genauso schwierig und aufwendig wie bei einem Wechsel zu einem anderen Hersteller. Daher hatte es bei der Systemauswahl auch nicht den üblichen Heimvorteil für den bisherigen Hersteller gegeben.

Inzwischen war nach verschiedenen Änderungen und Wiederholungen ein Raumprogramm für den Neubau eines Rechenzentrums genehmigt worden. Er sollte außer dem Rechenzentrum noch die Numerische Mathematik, das Institut für Medizinische Statistik und Dokumentation sowie die Abteilung Biomathematik des Fachbereichs Veterinärmedizin aufnehmen. 1977 konnte mit dem Neubau begonnen werden. Damit wurden die Vor-

aussetzungen geschaffen, daß die Datenverarbeitung als Infrastruktur der Universität langfristig bereitgestellt und ausgebaut werden konnte.

Organisatorisch hatte sich das Rechenzentrum auch gefestigt. Für eine kurze Zeit war es Teil eines wissenschaftlichen Zentrums für Datenverarbeitung geworden. Um in Hessen im Bereich der Datenverarbeitung einheitliche Strukturen einzuführen und um die laufenden Kosten nicht mehr in der großen ATG 71, sondern in einer eigenen Titelgruppe (ATG 69) nachzuweisen und zu sichern, wurde es als technische Betriebseinheit mit dem heutigen Namen *Hochschulrechenzentrum* (HRZ) gegründet. Hauptamtlicher Direktor des HRZ wurde Dr. Joseph Hamerschick. Im Hessischen Hochschulgesetz von 1978 wurde die entstandene Struktur im wesentlichen bestätigt. Am HRZ gab

es zwei Abteilungen; eine Systemabteilung, deren Aufgabe es ist, das Betriebssystem mit seinen vielen Komponenten zu pflegen und ggf. Modifikationen zu entwickeln, und eine Anwendungsabteilung, deren Arbeit mehr nach außen gerichtet ist, weil neben der Betreuung und Anpassung von Programmen und Programmbibliotheken die Benutzerberatung ein wesentliches Element ist.

Dennoch war das Timing für die Lieferung der Cyber 174 und den Bezug des Neubaus nicht ganz optimal. Die neue Anlage mußte, jedenfalls als ein Kernsystem, zunächst noch im alten Maschinenraum provisorisch installiert werden. Für den Abbau der 3300, einige Änderungen im Maschinenraum und den Aufbau der Cyber 174 wurden nur vier Wochen benötigt. In dieser Zeit stand den Benutzern eine Remote-Job-Entry-Station mit Kartenleser, Schnelldrucker und Sichtgerät zur Verfügung, die durch Datenfernübertragung an einen Control-Data-Rechner in Frankfurt angeschlossen war. Dieser Rechner hatte dieselbe Benutzeroberfläche wie das neue System, so daß die Benutzer lernen und Programme schon teilweise selber umstellen konnten.

Die Umstellung auf die Cyber 174 war längst nicht ein so tiefer Einschnitt wie der Wechsel von der Z23 zur CD3300. Während man damals wirklich alles wegwerfen mußte, war jetzt für die Mehrzahl der Benutzer die Aufgabe relativ einfach. Sie mußten ihre Programme in den höheren Programmiersprachen Fortran, Cobol und Algol von den alten auf die neuen Compiler umstellen, und die Anwender von kompletten Programmiersystemen, die etwa SPSS oder BMDP, hatten ebenfalls keine Probleme, da die Palette der Anwendersoftware beim neuen System die neuen Versionen aller bisherigen Produkte umfaßte. Für die Übernahme der Daten bestanden wegen der Verwendung

derselben Datenträger, Lochkarten und Magnetbänder keine Schwierigkeiten. Bei der Fortran-Umstellung konnte man sich eines Programms bedienen, das die meisten notwendigen Umsetzungen erkannte und markierte. Bald hatten die Benutzer auch die wichtigsten Elemente des Betriebssystems NOS gelernt, so daß sich für sie beim Einsatz der Datenverarbeitung nicht viel verändert hatte, außer daß ihnen ein System mit der zehnfachen Leistung zur Verfügung stand. Aber das war nur ein Teilziel gewesen.

Das Netz

Bei der Erarbeitung des neuen DV-Konzepts waren zwei Forderungen gestellt worden, zunächst eine deutliche Erhöhung der Systemleistung und dann der Aufbau einer Datenfernübertragung. Das Ziel der zweiten Forderung war, für möglichst alle Benutzer zu erreichen, daß sie aus der Nachbarschaft ihres Arbeitsbereichs mit dem DV-System arbeiten konnten. Wegen der großen geographischen Zersplitterung der Justus-Liebig-Universität Gießen wurden an elf Stellen Terminalpools eingeplant: Hauptgebäude, Wirtschaftswissenschaften, Philosophikum I, Philosophikum II, Physik, Chemie, Agrarwissenschaften, Veterinärmedizin, Medizin, Strahlencentrum und Fachhochschule Gießen-Friedberg.

Die vielen Möglichkeiten, die man heute in der Kommunikationstechnik kennt, standen damals noch nicht zur Auswahl. Wenn man Leitungen konzentrieren wollte, konnte man Zeitmultiplexer verwenden oder mußte auf Kommunikationsrechnern eigene Protokolle entwickeln oder bekannte zusammenfassen und in die eigene Umgebung integrieren. Alle Terminals einzeln anzuschließen, stand nie zur Diskussion, weil einmal die anfallenden Ausgleichszahlungen an die Post zu enor-

men laufenden Kosten geführt hätten, und zum anderen, weil in den meisten Bereichen sowieso keine freien Telefonleitungen mehr vorhanden waren.

Für sechs kleinere Stationen wurden aus Kostengründen Multiplexer vorgesehen. Die fünf großen Stationen sollten aufgrund einer Empfehlung des Gutachters über leistungsfähige Knotenrechner von AEG angeschlossen werden. Die DFG hatte weiterhin empfohlen, einen Knotenrechner am HRZ Marburg einzurichten, da ein Teil der Rechenkapazität der Cyber (bis maximal 25%) der Universität Marburg zur Verfügung stehen sollte. Während die Hardware der AEG-Knoten schon länger im Einsatz war, wurde die Kommunikationssoftware noch entwickelt. Daher konnte zur Enttäuschung vieler Benutzer das gesamte Terminalnetz nicht zusammen mit dem neuen Rechner eingerichtet werden.

Es dauerte bis 1980, bis die Knoten mit einer ersten Version der Kommunikationssoftware für den Benutzerbetrieb freigegeben werden konnten. Damit waren die beiden Ziele des Gießener Rechnerantrags endlich realisiert. Es war zum einen ein leistungsfähiges zentrales System mit umfangreicher Peripherie und speziellen Geräten verfügbar, das 1979, nach dem Umzug des HRZ in den Neubau im genehmigten Umfang ausgebaut wurde. Zum anderen war ein DFÜ-Netz von 11 Außenstationen in Gießen mit insgesamt 130 Terminals sowie weiteren 24 Terminals an der Universität Marburg und der Fachhochschule Fulda eingerichtet. Denn ebenso wie die Fachhochschule Gießen-Friedberg gehört die Fachhochschule Fulda zum Daten- und Rechnerverbund Gießen und muß daher vom HRZ Gießen mit Rechnerkapazität versorgt werden.

Das folgende Jahr brachte, wie erhofft, eine gewisse Konsolidierung. Das änderte sich schon 1982. Abgesehen von einer

Hauptspeichererweiterung und dem Anschluß weiterer Großplattenspeicher zur Steigerung der Leistung des zentralen Systems bedurfte die Fortentwicklung des DFÜ-Netzes besonderer Aufmerksamkeit. Mit dem Kaufvertrag für die Netzknoten war unter Förderung durch den BMFT mit AEG ein Folgevertrag zur Anpassung der Kommunikationssoftware an eine bereits angekündigte verbesserte Version des Betriebssystems NOS abgeschlossen worden. Die Arbeiten von AEG verzögerten sich aber und wurden im Rahmen des Vergleichsverfahrens eingestellt. Das HRZ erarbeitete eine Ersatzlösung, die aus den Mitteln des Anpassungsvertrags finanziert wurde. Diese Lösung war ein Leitungsvermittlungssystem (Data Switch) mit abgesetzten Untervermittlungen in den Außenstationen, wo bisher Knoten standen. Es hatte den großen Vorteil, von der Hardware und Software des zentralen Systems unabhängig zu sein. Ein weiterer Vorteil war, daß die Leitungsvermittlung nicht nur zum zentralen DV-System, sondern auch zu anderen Diensten, wie den Spezialrechnern des HRZ (Graphik, Lochstreifen, Peripherie) oder Datex-P (über einen Protokollanpasser) geschaltet werden konnte. Mit der Auswahl von Datex-P stand z. B. jedem Terminal am Netz der Zugang zu Literatur- und Informationsdiensten offen, wenn nur vorher eine Zugangsberechtigung wegen der anfallenden Postgebühren beantragt worden war.

Ein Nachteil des Leitungsvermittlungssystems war, daß es nicht über größere Entfernungen, z. B. über die Ortsgrenze hinaus, verwendet werden konnte. Daher wurde bei der bald fälligen Netzerweiterung 1985 eine neuere Hardware und Software eingeplant. Ein gemeinsamer Antrag der beiden Universitäten Gießen und Marburg zur Einrichtung eines überregionalen Netzes Gießen-Marburg wurde von

der DFG befürwortet. Es enthielt zwei Knoten in Gießen, zwei Knoten in Marburg und einen Knoten in Friedberg, zum Anschluß des zweiten Standorts der Fachhochschule Gießen-Friedberg. Zwischen dem neuen Knotennetz und dem alten Switchnetz gibt es ausreichende Verbindungen, so daß bezüglich der Rechnerausgänge ein Lastenausgleich erfolgen kann. In dieser neuen Stufe ist es allen Terminals am Netz – sei es in Gießen, Marburg, Friedberg oder Fulda – möglich, auf jeden der ans Netz angeschlossenen Rechner oder Dienste zuzugreifen, vorausgesetzt, daß man für den betreffenden Rechner eine Benutzerzulassung hat. Außer den bereits genannten Rechnern in Gießen sowie Dtex-P sind in Marburg eine IBM 4381, eine Sperry 1100/62 und zwei VAX 11/750 angeschlossen. Die Vorteile des Netzes sind, daß durch Einschübe in den Knoten bzw. in den Switches oder durch Zufügung von Knoten weitere Terminals an das Netz gehängt werden können; ebenso ist es möglich, für einen Rechner zusätzliche Anschlüsse einzurichten oder einen neuen Rechner vom Netz aus zugänglich zu machen. Das DFÜ-Netz ist heute als eine eigene, von Rechnersystemen unabhängige Infrastruktur neben das zentrale DV-System getreten.

Vergleichsdaten für die DV-Systeme der Justus-Liebig-Universität Gießen

Die Verbesserung des Zugangs zum zentralen System hatte auch dessen Auslastung stetig erhöht. 1984 war die Anzahl der angeschlossenen Terminals auf nahezu 300 angestiegen und die Dialoganforderungen konnten von der Cyber 174 immer schlechter erfüllt werden. Da eine zu geringe Leistung der einzige Kritikpunkt am bestehenden System war und nicht etwa neue Funktionen von Hardware oder Software gebraucht wurden, konnte eine Lösung gewählt werden, die ein Maximum an Leistungssteigerung bei einem Minimum an Kosten brachte: ein Austausch des Prozessors und seines Hauptspeichers. Sämtliche Peripherie, von den Massenspeichern über die Schnelldrucker zu den Terminals, konnte weiter verwendet werden. 1985 wurde ein entsprechender Antrag genehmigt und im Februar 1986 wurde das neue System, eine Cyber 180-860 mit 8 MB Hauptspeicher, geliefert.

Bei der Cyber 180 handelt es sich um neue Hardware mit einer Wortlänge von 64 Bits. Dazu gehört ein neues, virtuelles Betriebssystem NOS/VE. Die Cyber 180 kann im „dual state“ betrieben werden,

Kenndaten der vier Systeme der Justus-Liebig-Universität Gießen

	Z23	CD3300	Cyber 174	Cyber 180-860
Kosten (DM)	380 000,-	3 500 000,-	8 600 000,-	Zusätzlich 4 000 000,-
DFG:Bund:Land	100:0:0	100:0:0	0:85:15	0:50:50
Rechenleistung (MIPS)	0,0005	0,32	3,2	12
Arbeitsspeicher (KB)	1	192	1470	8000
Wortlänge (Bits)	40	24	60	64
Per. Speicher (MB)	0,05	32	1896	11000
Anzahl Terminals	0	0-20	70-300	300-500
Personalstellen	2	12	24,5	28,5
Gesamtfläche (qm)	70	380	1980	1980
Sachetat (DM)	12 000,-	220 000,-	1 136 000,-	1 380 000,-

d. h. es können gleichzeitig das neue NOS/VE sowie das alte NOS mit seinen 60 Bits Wortlänge ablaufen. Dies hat für die Benutzerschaft den unschätzbaren Vorteil, daß alle Programme völlig unverändert unter NOS weiter benutzt werden können. Erst nach und nach kann man schrittweise zu NOS/VE mit seinen Vorteilen übergehen. Der Wechsel von der Cyber 174 zur Cyber 180-860 geschah innerhalb einer Woche, und der Benutzer bemerkte ihn nur an den kürzeren Laufzeiten seiner Programme. Die Leistungssteigerung macht etwa den Faktor 3,7 aus. Wenn 1988 ein wegen der verstärkten Nutzung von NOS/VE geplanter Ausbau des Hauptspeichers realisiert sein wird, wird die Justus-Liebig-Universität Gießen für einige weitere Jahre zufriedenstellend mit DV-Kapazität ausgestattet sein. Die folgende Tabelle zeigt eine Zusammenstellung einiger Daten, die im Bericht an verschiedenen Stellen genannt wurden.

Die Mikrocomputer, ein neues Kapitel

Die Entwicklung des zentralen DV-Systems und der Aufbau des DFÜ-Netzes waren natürlich die bestimmenden Elemente für die DV-Versorgung der Universität. Für eine ganze Reihe von Anwendungen aber waren etwa ab der Mitte der 70er Jahre *Kleinrechner* in einzelnen Instituten aufgestellt worden. Dabei handelte es sich ausschließlich um Echtzeitanwendungen in enger Kombination mit speziellen Versuchsapparaturen. Die Kleinrechner dienten zum Aufzeichnen und Kompprimieren von anfallenden Meßdaten und zur Steuerung von Versuchen. Sie waren stark in den Versuchsaufbau integriert, und in vielen Fällen wurden die dort gewonnenen Daten auf dem zentralen System weiterverarbeitet. Wegen der speziellen Ausstattung blieb ihre Benutzerschaft auf engere Bereiche beschränkt, und ihre

Anzahl war wegen der relativ hohen Investitionskosten nie über 20 gestiegen. Ganz unterschiedlich verlief die Entwicklung bei einer anderen Klasse von Rechnern, den *Mikrocomputern*. Den ersten Kontakt mit solchen Geräten hatten die Gießener Benutzer bereits 1980 mit der Installation des neuen Terminalnetzes, zu dem 16 sogenannte intelligente Terminals gehörten. Dies waren Mikrocomputer, mit denen man offline (bezüglich des zentralen Systems) Daten erfassen und bequem korrigieren konnte. Online, d. h. mit dem zentralen System verbunden, konnte man wie an einem normalen Terminal arbeiten und zusätzlich Dateien von den Disketten zum Großrechner oder umgekehrt übertragen. Weil weitere Software nicht verfügbar war, hatten sie als Mikrocomputer im heutigen Sinne keine Bedeutung.

Erst als sich bei den Betriebssystemen der damaligen 8-Bit-Mikros eine gewisse Standardisierung herausbildete, wurden diese Geräte als „Universalrechner“ interessant. Denn jetzt konnte die vielfach entwickelte Anwendersoftware auf alle Systeme übertragen werden, wenn nur die Schnittstellen zum Betriebssystem eingehalten worden waren. Es gab Compiler für alle Sprachen, für viele sogar von mehreren Software-Firmen, branchenspezifische Programme und solche, die generell einsetzbar waren, wie Tabellenkalkulation, Datenbanksysteme und vor allem Textverarbeitung! Die universellen Einsatzmöglichkeiten der neuen Systeme steigerten die Verkaufszahlen, was zusammen mit dem technischen Fortschritt die Preise fallen ließ. Dies wiederum und die sich erweiternde Softwareproduktion erschlossen immer neuere Käuferschichten, so daß der Mikrocomputer zum *Personalcomputer* werden konnte.

Zum ersten Mal taucht der Begriff Mikrocomputer im Jahresbericht des HRZ von

1982 auf. Das HRZ hatte nach einem Hardwarevergleich mehrere 8-Bit-Systeme eines deutschen Herstellers mit dem standardisierten Betriebssystem CP/M (von Digital Research) beschafft. Die Mikrocomputer boten bei der Textverarbeitung einen Funktionsumfang und Komfort, den der Großrechner nicht leisten konnte. Tabellenkalkulation und vergleichbare Datenbanksoftware waren auf dem Großrechner gar nicht vorhanden. Die größten Vorteile aber waren die wesentlich höhere Benutzerfreundlichkeit der Mikrocomputersoftware sowie die kurzen Antwortzeiten, jedenfalls bei den einfachen Anforderungen, die aber den überwiegenden Teil der Arbeit ausmachen. Die Benutzer erkannten sofort die Vorteile der Mikrocomputer, und verschiedene Institute beschafften über das HRZ eigene Systeme. Bei allen seinen Vorteilen aber hat der Mikrocomputer das zentrale System nicht überflüssig gemacht. Die meisten Benutzer von Mikros wollten diese zusammen mit dem zentralen System einsetzen. Daher entwickelte das HRZ ein Kommunikationsprogramm, das es erlaubte, auf dem Mikro mit dem zentralen System wie mit einem Terminal zu arbeiten und dabei Dateien von der Diskette zum zentralen Rechner zu übertragen oder umgekehrt Ergebnisse, die auf der Cyber entstanden waren, wieder zurück an den Mikro zu schicken. 1985 erhöhte sich die Anzahl der Mikrocomputer an der Justus-Liebig-Universität Gießen sprunghaft. Es wurden verteilt auf Institute aller Fachbereiche 109 Mikrocomputer als Arbeitsplätze am zentralen System beschafft, und speziell für den Einsatz in der Lehre konnten nach dem CIP (Computerinvestitionsprogramm) 30 Systeme im HRZ sowie 15 Systeme im FB Wirtschaftswissenschaften aufgestellt werden. Hardwaremäßig waren die Basisgeräte alle identisch. Während die Arbeits-

platzmikros als Einzelgeräte eingerichtet sind und in ihrer Nutzung die schon geschilderte Arbeitsteilung – als selbständiger Mikro und als Terminal an der Cyber – zeigen, sind die CIP-Geräte in drei Kursräumen untergebracht und zu jeweils 15 Systemen vernetzt. Ihre primäre Nutzung ist für die Ausbildung vorgesehen, wozu ausschließlich Mikrocomputersoftware eingesetzt wird. Der Anschluß an die Cyber ist für gewisse Geräte auch möglich.

Bei diesen Mikros handelte es sich um 16-Bit-Systeme mit dem Betriebssystem MS-DOS, so daß sie weitestgehend mit dem IBM-PC kompatibel sind. Damit war den Benutzern der Zugang zum größten Softwaremarkt, den es je gab, geöffnet. In den folgenden Jahren wurden zu immer günstigeren Preisen weitere Systeme nachgekauft, zunehmend auch AT-Modelle. Die Gesamtanzahl der Mikrocomputer an der Justus-Liebig-Universität Gießen dürfte jetzt bei 500 liegen.

Selbst nach der Ankündigung der neuen Systemfamilie PS/2 durch IBM werden die MS-DOS-Mikros für die nächsten fünf Jahre oder mehr wertvolle Arbeitsmittel sein; in den ersten Jahren noch ohne große qualitative Rückstände zu den Weiterentwicklungen. Von den neuen Systemen ist zu erwarten, daß sie 32-Bit-Prozessoren mit einer Leistung von mehreren MIPS und Arbeitsspeicher von mehreren MB haben werden, daß die Massenspeicherkapazität in Hunderten von MB gemessen wird und daß die Bildschirmqualität (Auflösung, Farbigkeit) sich verbessern wird. Heute sind Systeme mit solchen Merkmalen als Workstations vor allem für graphische Anwendungen bereits verfügbar, allerdings noch zu Preisen, die deutlich über denen für heute übliche Mikros liegen. Vor allem aber wird sich wegen des steigenden Anteils graphischer Möglichkeiten die Anwendung für den

Benutzer vereinfachen. Ferner werden die neuen Mikros wegen ihrer höheren Leistung viele Aufgaben übernehmen, die heute nur das zentrale System erledigen kann.

In Zukunft werden aber im wesentlichen drei Komponenten die Anwendung der DV an der Justus-Liebig-Universität Gießen bestimmen. Zunächst der Mikro als universelles Arbeitsgerät, dann das zentrale DV-System für spezielle Aufgaben wie rechenintensive Probleme, zentrale Datenhaltung, gemeinsame Programmbibliotheken und spezielle Dienste (überregionale und internationale Kommunikationen, z. B. DFN, EARN) und schließ-

lich ein DFÜ-Netz, an das neben dem zentralen Großsystem auch die Mikros angeschlossen sind. Dieses Datennetz wird noch erhebliche Veränderungen erfahren müssen in Funktion und Geschwindigkeit: außer dem Zugang zu den bisherigen Diensten auch Verbindungen zu den Mikros untereinander, Anwendung neuer Übertragungstechniken und Integration von Sprache und Bild. Das Ziel wird in Zukunft sein, die richtige Arbeitsteilung zwischen den Mikros als eigene Arbeitsplätze und den verschiedenen Diensten zu finden und mit Hilfe eines leistungsfähigen Netzes die gewünschten Verbindungen herstellen zu können.

Realität auf dem Theater als ästhetische Utopie oder: Wandlungen des Theaters im Umfeld der Medien *

Aufgefordert mich zum Thema Kolportage und Theater zu äußern, muß ich bei den Begrifflichkeiten anfangen. Der ursprünglich auf die minderwertige Literatur bezogene Begriff der Kolportage muß modernisiert und erweitert werden, um sich als pertinent für die Theaterdiskussion zu erweisen. Theater war niemals mit Literatur gleichzusetzen; auch das Sprechtheater nicht. Das ist heute klarer erkennbar als früher, weil das Sprechtheater seine Monopolstellung verloren hat zugunsten der post-dramatischen Formen der Sound-Collage, der Sprechoper und des Tanztheaters. Der ursprüngliche Begriff der Kolportage hat aber neben dem literarischen auch einen *medialen* Aspekt – bewahrt noch in der figurativen Form im französischen Ursprungswort *le colportage*: „eifriges Verbreiten von Nachrichten“. Es ist also vielleicht nicht abwegig, die elektronischen Medien (Rundfunk, Fernsehen und die Bildpresse, Cartoons und Comicstrips) als eine erweiterte Form von Kolportage zu erkennen.

Erst wenn man diesen arbiträr modernisierten und erweiterten Begriff von Kolportage akzeptiert, ist der Raum für die gewünschte Diskussion erschlossen.

I.

Die wichtigste Einzelursache der zu beobachtenden formalen Verwandlungen des Gegenwartstheaters ist seine Reaktion

(bewußte oder instinktive) auf die Welt der elektronischen Medien. Das setzt sehr früh ein (1930) mit Brechts Kritik des Rundfunks und seinem utopischen Entwurf des mündigen Hörers, „Wiedereinsetzung des Hörers als Produzent“ hieß es damals. Unübertroffen ist die prognostische Hellsichtigkeit dieser Kritik in ihrer Einsicht für die zukünftige Entwicklung: Die Degradierung des Empfängers der elektronischen Medien zu der Rolle des passiven Konsumenten.

Die aktivistischen Theatertheorien Brechts und Piscators in den 20er Jahren sind als optimistische Gegenentwürfe und Reaktionen auf diese früh erkannte Gefahr zu verstehen. Der anarchistische Furore des Living Theatre in den 60er Jahren hatte schon eine andere Farbe: Aktivismus der subculture-Desperados, die kaum an den Endsieg glaubten. Mit Grotowskis „armem Theater“ wurde ein prägsames Stichwort geschaffen. Die Gegenposition war jetzt der Ausstieg aus dem „reichen Theater“ des Establishments: Ein eskapistisches Programm. Seit den späten 60er Jahren hat sich die Reaktion des Theaters auf die immer einflußreichere Welt der elektronischen Medien in einer Polarität ausgedrückt, die bis heute gilt. Einerseits „armes Theater“ (Barba, Mnouchkine, Brook, Kantor), das in der Wiederbelebung der alten asiatischen Spielweisen die Überlebenschance für das westliche Theater sieht; andererseits das multimediale „reiche Theater“, das die Elektronik für seine Zwecke instrumentalisiert (Wilson, Foreman, die Schaubühne am Lehniner Platz).

* Vortrag, gehalten am 9. Oktober, anlässlich der Herbsttagung der Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt.

Die Polarisierung „armes“ – „reiches“ Theater sollte man nicht als Gegensatz zwischen Nonkonformismus und Konformismus der Medienwelt gegenüber betrachten. Das multimediale Theater versucht die neue Technologie auf eine Weise zu verwenden, die grundsätzlich anders ist als die der elektronischen Kolportage. Wilsons High-tech-Perfektionismus der Zeitlupe der Bühnenbewegung, des elektronisch amplifizierten und collagierten Musik-, Klang- und Geräusch-Raumes, der Zerlegung der Sprache in minimalistische Floskelserien, steht in auffälliger Opposition zur Zielsetzung der elektronischen Kolportage. Keine Nachrichten, keine Botschaften werden hier verbreitet, und nichts geschieht in Eile; der Flux der Vexierbilder, minutiös in seinem Ablauf komponiert, transportiert keine semantische Läuterung; alles ist scharf, *genau*, ohne es mit Deutlichkeit bezahlen zu müssen. Dem deutlich *ungenauen* Weltbild der Kolportage wird hier ein genau undeutliches Weltbild des Theaters entgegengehalten.

Sind jedoch das „arme“ und das „reiche“ Theater fähig, eine Alternative zu der Welt der elektronischen Kolportage, nicht nur auf der Ebene der Produktion, sondern auch auf der Ebene der Rezeptionsästhetik zu schaffen? Mit anderen Worten: Ist die von Brecht diagnostizierte Konsumentenhaltung des Publikums therapeutisch auf dem Theater überwindbar?

Das alternative und inzwischen etablierte „arme Theater“ versucht den Zuschauer zu aktivieren durch Entzug der Bequemlichkeit einer konventionellen Zuschauerhaltung, durch das Zusammenziehen des Spiel- und Publikumsraums in dem integrierenden Konzept des Environment; durch das Erschweren der Distanz und durch die Nähe der agierenden Super-Spieler. Der Zuschauer wird in den Spiel-

vorgang einbezogen als jemand, den der Spieler für das Zustandekommen seines exhibitionistischen Aktes (so Grotowski) braucht.

Das „reiche“ multimediale high-tech Theater nimmt differenzierte Haltungen dem Publikum gegenüber ein. Zwar formuliert Robert Wilson keine direkten Forderungen an den Zuschauer, die ihn *aktivieren* sollen, die distanzierte Passivität der Tagträume, die sich bei Betrachtung seiner Werke anbietet, hat aber andere Qualität, als die durchaus nicht kontemplative Passivität, zu der die elektronischen Medien verführen. Der Rezipient der Produkte der elektronischen Kolportage hat immer mit irgendwelchen Botschaften zu tun, die ihm direkt oder indirekt vorgesetzt oder angeboten werden, ohne seine kritische Fakultät einzubeziehen. Wilson serviert keine Botschaften, aber die Spannung zwischen der semantischen Unbestimmtheit seiner Bilder und der Präzision ihrer Ausführung wirkt auf den Zuschauer als stimulierendes Rätsel. Brecht würde vielleicht dieses Stimulieren abtun als nicht intellektuell genug und zu keinen eindeutigen Antworten führend.

Es läßt sich aber nicht leugnen, daß Brecht versäumt hat, eine komplexe Theorie der Zuschauerkunst zu entwickeln. (Er hat selber kurz vor seinem Tode dieses Defizit erkannt.) Die vom Wilson-Theater implizierte Zuschauerhaltung ist alles andere als das Beglotzen des Fernsehbildschirms, auch wenn Wilson vom Fernsehen abgeleitete Perzeptionsmodelle, wie z. B. „herumschalten“, benutzt.

In seinen selbst inszenierten Stücken hat Richard Foreman sein multimediales high-tech Theater als die veranschaulichte Hermeneutik der Performance entworfen und verwirklicht. Auch bei ihm ist der Versuch bemerkbar, der Zuschauerhaltung durch den Wiedergewinn der Distanz auf anspruchsvolles Reflexionsniveau zu

verhelfen. Die technisch raffinierte Lichtregie der Schaubühne (K. M. Grübers *Faust* 1982, *Hamlet* 1983) versucht durch die radikalen Dekonstruktionen der Klassik, den Zuschauer aus seinem Bildungsraum zu wecken.

Auch wenn es sich nicht in den Programmen oder Manifesten niederschlägt, versucht das Theater, das „arme“ oder das „reiche“, seine Identität gegen den entmündigenden Einfluß der elektronischen Medien zu behaupten.

II.

Die Frage nach dem Verhältnis von Kolportage und Theater hat eine begrenzte Pertinenz, wenn man als Kolportage traditionsgemäß nur die „minderwertige“ Literatur versteht. Die Qualität des Theaters ist heutzutage weniger als jemals von der literarischen Qualität der Sprache ableitbar.

Das neue Theater entbehrt oftmals eine vorgegebene literarische Vorlage, und die Stücke, die noch geschrieben werden, tragen selten die Note eines individuellen Stils. Dieser war noch bei Georg Kaiser oder bei Brecht erkennbar: die späteren bedeutenden Dramatiker, wie Dürrenmatt und Frisch, schreiben eine stilistisch neutrale Bühnenlingua.

Das Verschwinden des Schreibers hinter der Sprache wurde zum Merkmal des Stücks, das kein Drama mehr sein konnte oder wollte. Es war ein Schritt in die Richtung der zunehmenden Entliterarisierung der Theaterproduktion. Was folgte, war die graduelle Auflösung des Dramatischen zugunsten des Spektakulären und der Verlust der Sonderstellung, die die literarische Sprache und die Sprache schlechthin in der Theaterkommunikation traditionell gespielt hat.

Die Ausnahme im deutschen Sprachbereich sind Thomas Bernhard und Heiner Müller, wobei bei Letzterem das Umfunk-

tionieren der brechtschen Idiomatik ursprünglich eine stilbildende Rolle spielte. Dialekt in den Stücken von Kroetz und Achternbusch ist zuerst als Sprechmaske und nur sekundär als Milieusprache einer bestimmten Sozialschicht rezipiert. Diese perzeptuelle Verschiebung ist wahrscheinlich als Reaktion auf die sprachliche Undifferenziertheit und Ausdruckslosigkeit der Mediensprache zustande gekommen. Die in der literarischen Dramatik erzogenen Theaterkritiker haben Schwierigkeiten, der neuen Entwicklung gerecht zu werden. Die raffinierten Sprech- und Soundcollagen Robert Wilsons in der Schaubühne-Inszenierung von *DD&D* (1979) wurden von der Kritik (Peter Iden) als „das sprachliche Stroh“ disqualifiziert. Fürwahr, die Begutachtung nach traditionellen literarischen Stilkriterien des durch die elektronische Vermittlung verarbeiteten Sprachmaterials scheint irrelevant. Bewertbar ist dieses Material nur als konkrete Dichtung des multimedialen Theaterwerks. Dafür hat aber die mit dem herkömmlichen Sprechtheater vertraute Theaterkritik keine Kriterien entwickelt.

III.

Die der Kolportage vielleicht am nächsten stehende Fernseh-Alltagsmelodramatik (*Forellenhof, Familie Jedermann, Drombusch, Schwarzwald Klinik* – oder wie diese TV-Serien noch alle hießen oder heißen) hat keine direkte Entsprechung im deutschsprachigen Theater gefunden. Ist der Grund dafür in der elitären Position des Theaters zu sehen und seiner Distanz von der Welt der elektronischen Massenmedien, auch dann, wenn dieses Theater die Elektronik als Hilfsmittel benutzt? Die Fernseh-Alltagsmelodramatik als europäischer Nachkomme der amerikanischen „soap opera“ ist ein Ersatz für das Verschwinden der direkten Erfahrungen des zwischenmenschlichen Kontakts in

der hochorganisierten Konsumgesellschaft.

Was es einmal gab als alltägliche unvermittelte Erfahrung, z. B. die Nachbarschaft, gibt es jetzt nur in der von den Medien vermittelten Form. Diese Form muß keinen Kunstanspruch haben, weil sie nicht gedacht ist, ästhetische Bedürfnisse zu stillen, sondern eine Illusion zu vermitteln, die einer von Entfremdung freien, heilen Welt. Sichtbarer Kunstanspruch wäre Verrat an der sozialen Funktion des Genres, das weder Literatur noch Theater sein will, obwohl seine Produkte manchmal im Vorspann die Namen der Drehbuch-, „Autoren“ und „Regisseure“ vorführen. Vielleicht hat diese Produktion auch eine therapeutische Funktion. Sie erlaubt dem Menschen Maier nicht zu merken, daß er längst die Fähigkeit verloren hat, sich mit der eigenen Familie zu unterhalten, indem er Tischgespräche der Protagonistenfamilie Maier auf dem Bildschirm verfolgt.

Ich sehe in der Fernseh-Alltagsdramatik die Fortsetzung der Romanhefte der Trivialliteratur der Vor-Fernsehära. In dem Fall ist die Verbindung zwischen Kolportage und Fernseh-dramatik in allen tradierten Konnotationen des Wortes nachweisbar: literarisch minderwertige Vorlage, auf „billige“ Wirkung zielend, Verbrechen nur als Verbrechen zeigend, Vorliebe für das Sensationelle. Ich würde die These riskieren, daß im Fernsehen die Kolportage keine Läuterung erlebt, sondern mit anderen Mitteln fortgesetzt wird.

Das scheint nicht der Fall im Theater zu sein, wo es immer Beispiele gab, daß ein Kolportagestoff – sublimiert – zum generativen Element eines erstrangigen Kunstwerks wird. Das illustre Beispiel in der erstrangigen Dramatik der 50er Jahre ist Dürrenmatts *Besuch der alten Dame*; in der Mittelklasse des politischen Boule-

vard-Theaters Hochhuths *Stellvertreter* in den 60er Jahren, und im postdramatischen Spektakel-Theater der 70er Jahre Robert Wilsons *DD&D* oder Mnouchkines *Mephisto*. Die Verwendung des Kolportagestoffs ist im Fall Wilsons unauffällig.

Collagiert und im Wortmaterial des Stücks leitmotivartig eingewebt sind die Zeilen aus den Hess- und Speer-Memoiren, den Verhörprotokollen, der Korrespondenz mit Ilse Hess etc. Vor allem aber wurde von Wilson das von der Kolportagepresse tausendfach verbreitete Teleobjektivphoto der Spandaugefangenen bei der Verrichtung der Routinearbeit im Gefängnisgarten in mehreren Konnotationen verwendet: Die Gartenmauer, der Rechen als Minensuchgerät, Blindenstock, Gewehr, Zeigestock etc. Aus dieser Inspiration von Bild und Wort ist kein erkennbares Hess- oder Speer-Stück entstanden (wie z. B. ein Gründgens-Stück bei Mnouchkine), sondern ein multimedialer Diskurs des Theaters. Die *Ikonographie* der Kolportage kann also auf dem postdramatischen Theater amplifiziert werden und sublimiert die Enge eigener Grenzen überschreiten. Sie erreicht dann den Status der ästhetischen Utopie oder der eigenständigen Realität des Theaters. Dieser Transfer führt nur scheinbar zu einer Tautologie: Realität auf dem Theater wird zur Realität des Theaters.

Man könnte es auch anders ausdrücken: Die dreistellige Semiotik der Kolportage-Ikonographie (Pressephoto), bei der der Referent des Bildes in der Unterschrift genannt ist, wird – bereichernd – reduktiv zur zweistelligen Semiotik des Theaters, die den Signifikanten dem freien Spiel aussetzt.

IV.

Was für das post-dramatische Theater gilt, darf man natürlich nicht verallgemei-

nern. Wirksames Theater kann auch durch ein umgekehrtes Vorgehen erzeugt werden. Die abstrakten textuellen Vorlagen werden durch die kolportagenhafte Staffage theatralisiert und der erreichte Widerspruch für die Inszenierung produktiv gemacht.

Ein Paradebeispiel liefern Kafka-, Brecht- und Beckett-Projekte von George Tabori. Die Metaphorik der poetischen Schriftvorlagen wird programmatisch ignoriert und in die außertheatralische Realität wörtlich rückübersetzt.¹

In Taboris Theaterarbeit sind alle Eingriffe in die außertheatralische Realität („wie das Leben so spielt“) Schachzüge, um die Kunstform des Theaters hervorzuheben. Becketts existentialistische Pantomime (*Akt ohne Worte*) wird als körpersprachlicher Ausdruck verschärft durch die Verwandlung in einen Zirkusakt mit allen seinen realen Gefahren; die abstrakte liturgische Sprache des Lehrstücks (*Neinsager*) wird verschärft herausgestellt durch das inszenierte Happening des kolportagehaften Finales. In allen Instanzen wird das Kolportagehafte (das Sensationelle, das Alltägliche) nicht im Theater aufgelöst, sondern kontrastierend und reflektierend als Oxymoron² des Theaters vorgeführt. Die außertheatralische Realität kann auch – grosso modo – als Theater vorgeführt werden. In K. M. Grübers Hölderlin-Projekt *Die Winterreise* (1977) und seinem Brentano-Projekt *Rudi* (1979) sind die Spielorte – Berliner Olympia Stadion und Hotel Esplanade – gefundene Environments, die die konnotative Amplifizierung des Vorgespielten durch die Dekonstruktion der textuellen Metapher zur Metonymie des Theaters ermöglichen. An sich „untheatralisch“, wurden sie durch die Erfindung des Regisseurs „theatralisch“ besetzt. Im Kölner Teil von Robert Wilsons *The Civil Wars* wurde die sprachlose körpersprachliche Lächel-Sequenz

mit einer „gefundenen Person“ – ein Kölner Angestellter mit einem Pferdegesicht – als Koryphäe des professionellen Smiler-Chorus besetzt. George Tabori schockierte die Kritiker und das Publikum in seinem Medea- und Beckett-Projekt (*M und Glückliche Tage*, Münchner Kammerspiele 1986), indem er einen Behinderten für die Rolle des Behinderten einsetzte.

V.

Auf eine Annäherung an die Stoffwelt der Kolportage als Trivilliteratur verweisen in der deutschsprachigen zeitgenössischen Dramatik die Versuche, eine Mischform zwischen Kolportage und Volksstück herzustellen. Gemeint sind die Arbeiten von Kroetz und Achternbusch, die oftmals ohne Differenzierung zusammen genannt werden, ungeachtet der Unterschiede. Der überdurchschnittlich schreiblustige Kroetz fing interessant an mit einer massiven Produktion der Stücke aus dem Leben der Unterschicht, die als Randerscheinung betrachtet, bisher kaum das Theater interessierte – frühes Beispiel: *Heimarbeit* (Uraufführung 1971, Kammerspiele München, Regie: Siede). Das Thematisieren der Sozialpathologie und Exotik würde aber seinen internationalen Erfolg nicht erklären; überregional interessant wurden die frühen Stücke von Kroetz durch den sich bei den Figuren abzeichnenden Verlust der Sprache, die Unfähigkeit ihre eigene mißliche Lage weder zu erkennen noch zu artikulieren. Keine naturalistische Mitleidsdramatik, wie die Kritik es haben wollte, sondern ein Dreigroschen-Beckett, der Dialekt als Sprachmaske benutzt, war hier am Werk, und zwar ein genuiner. Kroetz spätere Versuche am kritisch-realistischen Volksstück und sein infantil fossiler Marxismus führten zu einem blassen Brecht-Epigonismus, ohne Brechts Sprachgewalt und Intelligenz-Bei-

spiele *Furcht und Hoffnung der BRD* (Uraufführung: Bochum 1984).

Herbert Achternbusch, der seine Stücke durch Ausschneiden der Monologe von seiner Prosa als quasi Nebenprodukte abgewinnt, ist Kroetz nur durch die soziale Genealogie seiner Figuren ähnlich.

Seine Frauen-Monodramen *Ella* (Stuttgart 1978, mit Joseph Bierbichler in der Titelrolle) und *Susn* (Uraufführung: Bochum 1980, Regie: Vera Sturm) sind von solch erzählerischer Brisanz, daß sie sich ohne weiteres auf der Bühne behaupten. In *Gust* mit Bierbichler, der sich auf Achternbuschs Monodramen spezialisiert, (Deutsche Erstaufführung 1985, Bayerisches Staatsschauspiel München), wird bei der gelungenen Volkskomik der Titelfigur auch eine allem Anschein nach ungewollte Annäherung an die Blut und Boden Dramatik spürbar. (Die „gesunde“ biologische Substanz des Bauers, die sich durch alle Verwirrungen der problematischen Zeit durchsetzt und am Ende in ihrer Unschuld triumphiert.) Dialekt auf der Bühne zeigt sich nur mit gelegentlichen Eingriffen der Hochsprache durchsetzbar, also letztendlich als Kunstsprache, die Achternbusch meisterhaft variiert und die erst durch Bierbichlers punktuell hochsprachliche Erläuterungen Bühnenwirksam wird.

VI.

In der post-modernistischen Ästhetik ist die Verbindung von Kitsch und Klassik, von Hoch- und Trivialkunst, von Krimi und Tragödie, von Voyeurismus und Analyse, von historischen Figuren und Kolportage-Helden eine durchaus legitime Praxis. Friedrich der Große und Mata Hari (Wilson's *The Civil Wars*), Euripides' *Alceste* und Hitchcocks *Vögel* (Heiner Müllers *Bildbeschreibung*): das Theater, das weder im brechtschen Sinne den Anspruch auf die Veränderung der Welt er-

hebt, noch auf ihre Interpretation, öffnet sich ohne Diskriminierung allen möglichen Stoffen.

Der inhaltliche Unterschied zwischen Hoch- und Trivialkunst verwischt sich – als Kriterium bleibt die Artistik.

Das Boulevard-Stück *Der Park* (1983) des guten Boulevard-Stückeschreibers Botho Strauss ist ein Beispiel für die postmodernistische Mischform der Hoch- und Trivialliteratur – von Shakespeare-Pastische (*Sommernachts Traum*) und *Spiegel-Kolportage* (Affäre Kiesling) – und als solches nicht uninteressant. Ob sich in diesem Fall der beabsichtigte Gegensatz zu einem gelungenen Theater-Oxymoron steigert, ist aus den vielen bisherigen Inszenierungen nicht ersichtlich.

Strauss' *Kalldewey, Farce* (1982), bei der ganzen Nähe der Fernseh-„Beziehungskisten-Dramatik“, gab der Berliner Schaubühne die Chance, die Distanz zur Bildschirmerspektive zu artikulieren – agierende Gestalten anstelle der Zimmermaße close up-Gesichter.³ Die Inszenierung schien sich auf den Spuren von Pina Bauschs Tänzerakteuren zu bewegen und schaffte es klarzumachen, wie in Bauschs Tanzoper *Blaubart* (nach Bartok, 1977), daß man vom Therapie-Workshop-Modell eine Dramaturgie ableiten kann, die ihre Pertinenz für das Theater behält. Bei Pina Bausch ist die Dichotomie der Geschlechter von der militanten Frauenperspektive aus gesehen; bei Strauss ist das Polarisieren der Geschlechter als Farce empfunden.

Beide Perspektiven schaffen eine ästhetische Distanz, die das Zurückfallen in den Bereich der Medien-Kolportage „Beziehungskisten-Dramatik“ verhindert.

Das ist nicht der Fall bei der post-Fernseh-Boulevarddramaturgie, die sich auf dem Theater dem von der Kolportage Medium festgelegten Geschmack anbietet. In den letzten zwei Spielzeiten haben

wir führende Regisseure (Peymann, Zadek) und führende Bühnen im Dienste dieses dubiosen Genres gesehen (z. B. Noréns *Dämonen*, Hopkins *Verlorene Zeit*, in einer etwas anspruchsvolleren Kategorie Shepards *Liebestoll*). Was dieses post-Fernseh-Theater charakterisiert, ist ein totaler Verlust der Distanz auf der Ebene der Produktion (d. h. zwischen dem Spieler und der Rolle) und auf der Ebene der Rezeption (d. h. zwischen dem Zuschauer und der Bühnenfigur). Das bedeutet nach Brecht, Roland Barthes und der Wiederentdeckung des asiatischen Modells für das okzidentale Theater einen Rückfall in die Ära des unkritischen Glaubens an die Festigkeit des Subjekts als Vermittler der eigenen oder äußeren Realität. Von dieser Position aus ist weder ein psychologisches, noch ein politisches, noch ein ideologisches Theater möglich, da das Spiel zwischen dem Abstrakten und Konkreten hinter dem Horizont eines solchen Theaters bleibt.

Diese post-Fernseh-dramatik ist in ihren besten Beispielen zwar theatralisch *deutlich*, aber nicht *genau*, weil ihre Deutlichkeit keine Theorie als Referenz hat und deswegen auch unfalsifizierbar bleibt.

Die genaue Überdeutlichkeit dieser Dramatik findet enthusiastische Aufnahme in einer Generation, deren Geschmack durch Fernsehen gebildet wurde. Die Theater, die einen Norén oder einen Hopkins spielen, feiern Publikumserfolge. Wie ist es möglich?

Das Fernsehen hat beträchtlich zum Untergang der Schauspielkunst – die auf dem Theater immer Verwandlungskunst war – beigetragen. Ein Fernsehschauspieler hat nur ein Gesicht – das eigene und kann nur eine Rolle spielen. Diese nivellierende Auffassung der Schauspielkunst ist nicht ohne Einfluß auf das Theater geblieben, wie die populären, aber ästhetisch problematischen Bernhard-Schauspieler-Stücke

es beweisen (Spieltexte für Minetti, Voss, Dene, Ritter).

Eine andere auffallende Entwicklung im Umfeld der Medien ist der Verlust des Autorentheaters. Theaterregisseure trauen den Autoren nicht und die meisten haben auch keine Fähigkeit (geschweige denn Mittel), um sich mit komplexen Schrifttexten zu beschäftigen. Der Gegensatz – Regie/Autorentheater – eine paradoxe Entwicklung – hat in den letzten zwei Dekaden die Form eines Interessenkonflikts angenommen. So ist es auch nicht verwunderlich, daß immer weniger Repräsentanten dieser geschwächten Gattung, die noch in den 50er Jahren als Kern des Theaters galt, sich heute gezwungen sehen, die Regie eigener Spielvorlagen zu übernehmen (Kroetz, Achternbusch).

Eine ähnliche Entwicklung ist auch im sogenannten Autorenfilm zu beobachten. Die Dramatiker wie Dürrenmatt oder Frisch passen in das heutige Theater einfach nicht hinein, weil sie als Autoren zu gut sind.

Die Unterschätzung der anspruchsvollen Dramatik durch das Theater ist auch als Folge des Fernseh-Aktualitätsfluchs zu erklären. Das Theater scheint zu glauben, daß die Dramatiker zu langsam reagieren – man erwartet gleich ein Tschernobyl-Stück, und man findet auch eins (Harald Müller)!

VII.

Elektronische Medien haben aber auch die Ausdrucksmittel des Theaters bereichert durch die theatralische Verwendung der Filmdramaturgie (neueste Beispiele: John Jesurun, Molly Davies) und die Fernseh-dramaturgie (Becketts – *Not I*) oder *grosso modo* durch vom Fernsehen abgeleitete Perzeptionsmodelle (Wilson). Die Verwendung von „TV-Stimme“, „Film-Stimme“, „Lese-Stimme“ wurde

als effektiver Verfremdungseffekt auf dem Theater benutzt und gehört heute zu dem Arsenal der theatralischen Mittel.

Das von allen Seiten von den Kolportage-Medien bedrängte Theater rettet sich durch Grenzüberschreitungen in Richtung des Tanz- und Musiktheaters (Sobols *Ghetto* als Musical). Es entstehen interessante Mischformen (Pina Bausch, Reinhild Hoffmann, Meredith Monk, Robert Wilson).

Prominente Regisseure des Sprechtheaters übernehmen die Regie der Oper (Chereau, Neuenfels, Stein, Berghaus), und der Stellenwert des Operntheaters gewinnt immer mehr an Gewicht, auch unter den Publikumsschichten, die wegen des raffinierten Theatergeschmacks das Operntheater scheuten. Komplexe Großraumoperninszenierungen, die die Drehbühne für Bewegungschöre, Lichtregie und atemberaubende Szenerie benutzen, werden heute als Gegenentwürfe zu den close-ups und der Wohnzimmerperspektive der Bildschirmdramaturgie empfunden.

In den reformatorischen Bemühungen der Theaterregisseure um die Oper (z. B. Ruth Berghaus, Hans Neuenfels), sieht man den neuen Ansatz, der vielleicht aus dem bewußtgewordenen Gegensatz Sprechtheater-Bildschirmdramaturgie-Oper resultiert. In den Berghaus Operninszenierungen führt dies zum programmatischen Auslöschen des „schauspielerischen“ Gesichts- und Körperausdrucks zugunsten der natürlichen, physiologisch bedingten Gestik des Singens. Gesangsfiguren und nicht melodramatische Charaktere werden von der Musik, nicht von vermeintlichen Seelenregungen, bewegt. Auf diese Weise wird die melodramatische Libretto-Kitschigkeit manch großer Oper überspielt und zugunsten des musikalischen Ausdrucks instrumentalisiert. Die sich abzeichnende Renaissance der Oper hat etwas zu tun mit der Müdigkeit, mit der

nicht signifikanten, trivialen Deutlichkeit der Fernseh-dramaturgie und dem Verlust der Distanz in der post-Fernseh-Dramatik. Der gesungene Diskurs der Oper hat für den Rezipienten oftmals keine semantische Deutlichkeit; genossen wird aber die Genauigkeit, für die die Musik das Maß liefert.

Das Theater, wie die linguistisch motivierte Kritik richtig bemerkte (A. Übersfeld), ist ein *Oxymoron*. Es lebt vom Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, zwischen Abstraktion und Konkretheit, zwischen Geist und Körper, zwischen Wort und Stimme etc. Jeder Versuch, nur einen Teil dieser Oppositionen als Ausgangspunkt zu betrachten, führt zu einer Reduktion der Theatralik, ist der Tod des Theaters. Als lebendige Figur der Rhetorik, nämlich als *Oxymoron* betrachtet, steht das Theater *wertlos* der Stoffwelt gegenüber. Es kann alle Stoffe verwenden, seien sie trivial oder erhoben, existentiell wichtig oder belanglos, solange sie auf der Bühne als ein kompositionell beherrschter – und das heißt nicht gelöster – Widerspruch erscheinen.⁴

Das Theater stellt keine Realität dar, sondern seine – des Theaters rhetorisch artikulierten – Reaktion auf die Realität. In dem Sinne sind die Entwürfe des Theaters immer *utopisch*, das ästhetische Nirgendwo, erdachtes, fantastisches Land, das sich nur auf der Bühne als konkrete Lokalität präsentiert. Ein rhetorisch gelungenes *Oxymoron* (Shakespeares *Sweet Sorrow*) läßt immer ein Gefühl der Ambiguität übrig; es ist genau, ohne endgültige Deutlichkeit. Die Deutlichkeit der post-Fernsehkolportage-Dramatik ist ein nicht zustandegekommenes *Oxymoron* und laut unserer Definition kein Theater, sondern ein Erfahrungersatz.

Die trivialsten Alltagsräume der Konsumgesellschaft – die gelben Schuhe der Güllener – können zur Dichtung des

Theaters werden, wenn sie als genaues Zeichen der Ambiguität – die Gleichung Konsum = Mord – erscheinen. Das wohl bedeutendste Stück der 50er Jahre, Dürrenmatts *Besuch der alten Dame*, verwendet ohne Scheu einen Kolportagestoff und löst seine Deutlichkeit auf in der prognostischen Figur des gelungenen Oxymorons.

Anmerkungen

¹ Der Darsteller des *Hungerkünstlers* wird durch Hungern für die Rolle trainiert; die Pantomime *Akt ohne Worte* findet in einem realen Zirkus statt, in

dem Tier- und Mensch-Dressurakte mit der ihnen innewohnenden Realgefahr vorgeführt werden. Das Lehrstück *Neinsager* wird von dem trainierten Bergsteiger auf dem Dachrand des Theatergebäudes vorgeführt – mit dem trickhaft fingierten Todesabsturz und der Abfahrt des Verunglückten in einem Sanitätswagen.

² Die Rhetorik versteht unter Oxymoron die Zusammenstellung zweier sich widersprechender Begriffe in einem Kompositum oder als rhetrische Figur, z. B. „bittersüß“.

³ Das geschah durch das plakative Ausstellen der Spielerfiguren in einem weißen übergroßen Raum; der prononcierte körpersprachliche Ausdruck durch die perfekte Ausarbeitung des Gestischen und der Blockierung sowie durch die fein gezogene Grenze zwischen Parodie und Charakteristik.

⁴ Siehe Anmerkung 2.

COMMERZBANK 

Jetzt zur Commerzbank:

Beim Privat-Konto entfallen die Gebühren für einzelne Buchungen. Egal wie viele – Sie zahlen nur noch einen Pauschalpreis von 3 Mark monatlich. Buchen Sie um. Alle notwendigen Formalitäten erledigen wir für Sie.



Commerzbank.
Die Bank an Ihrer Seite.

Filiale Gießen, Johannesstraße 17, Telefon 06 41 / 7 95 10

Buchbesprechung

Hanns-Josef Ortheil: *Schwerenöter*. Piper Verlag München, 645 Seiten, 44,- DM.

In den letzten Jahren entwickelten sich gut erzählte Bücher, die mit einer originellen Kriminalgeschichte verbunden waren, zu Bestsellern. Umberto Eco's *Der Name der Rose* und Patrick Süskinds *Das Parfum* mögen dafür Beleg sein.

Seit Ende September befindet sich ein Roman in den Buchhandlungen, der auch ohne eine eingebettete Kriminalgeschichte zu den interessantesten Neuerscheinungen dieses Herbstes gehören dürfte. Allerdings kann der Leser diese Tatsache weder am Titel noch am Umschlag erkennen – auch der Klappentext läßt nur errahnen, mit welcher Brillanz und welchem Einfühlungsvermögen dieser Roman geschrieben ist. Der Autor, der heute 36jährige Literaturwissenschaftler Hanns-Josef Ortheil, hat es verstanden seinem Roman, *Schwerenöter*, eine gewisse Leichtigkeit zu geben, ohne daß die Geschichte damit in Seichtheit abgleiten würde.

Das Thema dieser Prosa-Arbeit, die annähernd 650 Seiten umfaßt, wird durch den Satz, „Ein großer deutscher Zeitroman – von Adenauer bis zu den Grünen“, der auf der Umschlagrückseite steht, nur in groben Zügen angedeutet. Ortheil erzählt in seinem „Zeitroman“ die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihrer Gründung bis in die Gegenwart, indem er Johannes, die Hauptfigur des Romans, seine Lebensgeschichte niederschreiben läßt. Erst am Ende des Buches, auf der letzten Seite, wird der Leser Zeuge dieses Schreibaktes:

Ich beugte mich über den leeren Bogen. Meine Hand zitterte vor Aufregung. Ich setzte an... Ich schrieb...

Adenauer erwartete mich...

Genau diese drei Worte sind es denn auch, mit denen der Roman beginnt; sie bilden den Anfang für die Verknüpfung der biographischen mit der bundesrepublikanischen Geschichte.

Johannes, der in seinem „Mutterleibsdasein“ schon nachdenklich und träumerisch veranlagt ist, steht sein Zwillingbruder („Niemand hatte mit *Zwillingen* gerechnet, ich selbst am wenigsten.“) Josef zur Seite. Obwohl Josef sich zu einer ganz anderen Persönlichkeit entwickelt als Johannes, so sind doch beide, seit ihrer unehelichen Geburt im Jahr 1948 in Köln, auf der Suche nach einem Vater, einer Vaterfigur. Johannes findet seinen ersten Ersatzvater in Adenauer. Dieser begleitet ihn durch die Zeit, deren Eckdaten mit der Währungsreform beginnen, aber über die Berli-

ner Luftbrücke (Ortheil macht sie geschickt zu einem lebensgeschichtlichen Datum von Johannes und Josef), den Kalten Krieg (angedeutet durch Streitereien mit den Wohnungsnachbarn), die Wiederbewaffnung und die Fußballweltmeisterschaft hinausgehen.

So folgt der Leser den historischen Spuren der Bundesrepublik und wird vom Erzähler über Adenauers Rücktritt, die Ära Erhard, die Große Koalition, die außerparlamentarische Opposition, über die Ostpolitik, das Mißtrauensvotum gegen Willy Brandt und seinen Rücktritt, bis zum Einzug der Grünen in den Deutschen Bundestag geführt und begleitet. Mit jedem politischen, kulturellen und auch sportlichen Ereignis ergeben sich Möglichkeiten einer Vateridentifikation.

Als Väter stehen neben Adenauer, Sepp Herberger, Willy Brandt, Papst Johannes XXIII., John F. Kennedy, Joseph Beuys (der Onkel der Zwillinge) und Adorno viele andere Männer zur Verfügung.

Aber der Leser nimmt auch Teil an der inneren Entwicklungsgeschichte von Johannes: Schon im Mutterleib lebt er in mehreren Welten, wird zum Orphiker. Nach der Geburt bleiben ihm nur die frühkindlichen Schlafphasen, in denen er sich die kulturellen Traditionen erträumt, denn Josef beherrscht die Tagwelt. Schon früh eröffnet ihm das Geigenspiel seines Großvaters die Musik als Betätigungsfeld. Die ersten Schuljahre bringt Johannes, getrennt von Mutter und Bruder, bei seiner Klavierlehrerin, der Exilrussin Auguste, hinter sich. Durch sein virtuosos Klavierspiel öffnen sich ihm und seinem Bruder die Pforten eines Benediktiner-Internats. Hier durchläuft er eine Phase der religiösen Schwärmerei, macht Bekanntschaft mit seinem pubertierendem Körper und erlebt seinen ersten sexuellen Kontakt.

Nach Abitur und versuchter Aufnahmeprüfung für die Universität – hier findet das Schwerenötertum der Deutschen sein eigenes Kapitel (gleichzeitig zeigt das so unterschiedliche Leben der Brüder beispielhaft, was den Schwerenöter ausmacht) – geht Johannes nach Rom. Dort kommt er mit der Hippie-Bewegung in Berührung und sammelt seine ersten Erfahrungen mit Haschisch, kehrt dann zurück zu seinem Bruder nach Deutschland in die politisierte Studentenbewegung. Dem Engagement in der APO folgt sein Musikstudium, das mit einem 2jährigen Stipendium in Paris endet. Hier trifft er Fernanda, seine große Liebe, der er nach Portugal folgt. Johannes erlebt den unblutigen Militärputsch und das Erkalten der Liebesbeziehung. Enttäuscht und verwirrt kehrt er nach Deutschland zurück, wo der Leser ihn bald, nachdem Johannes Opfer einer Terroristenfahndung wurde, in einem Sanatorium wiederfindet. Nach Verlassen dieser Heilanstalt schließt er sich den Alternativen an, um dann von Venedig aus – er will sich dort weiter erholen – seinen Bruder „Joschka“ für die Grünen in

den Bundestag einziehen zu sehen. Das Gefühl, daß sein Bruder ihn überrundet hat, läßt ihn seine Lebensgeschichte schreiben.

Mit welcher Eleganz und Finesse Ortheil dies zu verbinden weiß, kann hier nicht annähernd dargestellt werden. Es bleibt Aufgabe des Lesers, egal welchen

Alters, sich von diesem Buch gefangennehmen zu lassen.

Diesem Buch wünscht man nicht nur Leser, die Mitte Dreißig sind und hier ihre Lebensgeschichte finden, sondern auch viele ältere und jüngere Literaturbegeisterte. (Pe)



Wir führen...

- ...Reiseführer
- ...Bücher
- ...Landkarten
- ...Schlafsäcke
- ...Rucksäcke
- ...Zelte
- ...Kochgeschirr
- ...Quellgemüse
- ...Trekkingkleidung

SAHARA SPEZIAL

Globetrotter-Ausrüstung • Expeditionsbedarf

Katalog
anfordern!

6300 Giessen
Bahnhofstr. 65

6331 Hohenahr 5
Bachstr. 10
Tel. 06446/2334



Biographische Notizen

Professor Dr. *Walter Bachmann*, geb. 1925 in Mainz. 1943 bis 1950 Kriegsdienst und sowjetische Gefangenschaft. 1950 bis 1952 Studium an der Pädagogischen Akademie in Worms. 1952 bis 1967 Volks- und Sonderschullehrer und Rektor verschiedener Sonderschulen. Studium der Pädagogik, Psychologie und Psychopathologie an der Johann Gutenberg-Universität Mainz. 1964 Promotion zum Dr. phil. (bei Prof. Dr. Karl Holzamer).

1967 bis 1970 Akademischer Oberrat am Institut Heil- und Sonderpädagogik der Philipps-Universität Marburg.

Seit 1970/71 ordentlicher Professor an der Justus-Liebig-Universität Gießen (Fachbereich 04: Erziehungswissenschaften). Auf- und Ausbau des dortigen Instituts Heil- und Sonderpädagogik; langjähriger geschäftsführender Direktor und stellvertr. Vorsitzender des Wiss. Prüfungsamtes für das Lehramt an Sonderschulen (Nebenstelle Gießen). 1972/73 Prodekan und Dekan des Fachbereichs 04.

Mehr als 200 wissenschaftliche Veröffentlichungen. Herausgeber der Gießener Studienreihe Heil- und Sonderpädagogik, der Gießener Dokumentationsreihe Heil- und Sonderpädagogik und der Gießener Studententexte Heil- und Sonderpädagogik. Korrespondierendes Mitglied spezialpädagogischer Hochschulen in Osteuropa (Bulgarien, ČSSR, Jugoslawien, Polen, Ungarn, Sowjetunion).

Auszeichnungen: Ehrendiplom der Ungarischen Gesellschaft für Heilpädagogik (1977). Wissenschaftsmedaille des Forschungsinstituts für Kinderpsychologie und Pathopsychologie Bratislava – ČSSR (1979)

Prof. Dr. med. *Heinz Bauer*, geb. am 26. 12. 1933 in Saarwellingen/Saar; von 1963–1971 am MPI für Virusforschung in Tübingen, von 1971–1974 Leitender Direktor der Virusabteilung am Robert-Koch-Institut in Berlin, ab 1974 Professor für Virologie und Leiter des Instituts für Medizinische Virologie an der Universität Gießen, seit dem 19. Februar 1987 Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Über 120 wissenschaftliche Publikationen in vorwiegend englischsprachigen internationalen Zeitschriften zur Virologie, mit dem Schwerpunkt der Krebsforschung.

Mitglied der EMBO und anderer zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften.

Prof. Dr. phil. *Jost Benedum*, geb. am 16. 1. 1937 in Merzig. Studium der Altertumswissenschaften von

1957–1964 in Saarbrücken, Paris, London, Athen und Gießen. Staatsexamen 1964 und Promotion zum Dr. phil. 1966. Von 1966–1970 Ergänzungsteilstudium der Medizin. Von 1966–1972 wiss. Assistent im Fach Geschichte der Medizin mit Habilitation für Geschichte der Medizin 1972. Seit 1973 kommissarischer Leiter und seit 1978 o. Professor und Leiter des Instituts für Geschichte der Medizin in Gießen Forschungsaufenthalte 1973 und 1976 in Griechenland. Mitglied zahlreicher Fachgesellschaften (Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin. Naturwissenschaft und Technik, Schweizerische Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Weltgesellschaft für Geschichte der Veterinärmedizin, Société Internationale d'Histoire de la Médecine, Internationale Paracelsus-Gesellschaft u. a.) sowie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, Mitherausgeber der „Ars Medica“, der Soemmerring-Forschungen und Herausgeber der „Arbeiten zur Geschichte der Medizin in Giessen“. Seit 1984 Vorsitzender des Fachverbandes Medizingeschichte e. V.

Prof. Dr. med. *Wilhelm Blasius*, geb. 6. 1. 1913 in Hagen i. Westfalen, Humanistisches Gymnasium zu Hagen. Medizinstudium an den Universitäten Göttingen, Marburg und Halle. Promotion Halle 1937. Seit 1938 Assistent am Physiologischen Institut der Universität München (Stipendiat d. Dtsch. Forschungsgemeinschaft), 1940 Universität Gießen, 1945 Privatdozent, 1952 apl. Prof., 1962 Wiss. Rat, 1963–78 Abteilungsvorstand d. Abt. f. Angewandte Physiologie, seitdem Lehrauftrag am Zentrum für Philosophie und Grundlagen der Wissenschaft und noch tätig am Physiologischen Institut. Von 1955–63 Leiter der Rundfunk- und Pressestelle der Justus-Liebig-Universität und Redakteur der „Gießener Hochschulblätter“.

Über 190 Originalarbeiten in deutsch. und intern. Fachzeitschriften zur Neuro-, Kreislauf-, Atem-, Höhen- und Sinnesphysiologie und zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen und zur Geschichte der Physiologie; Konstruktionen auf dem Gebiete der Vektorcardiographie, Ergometrie und Farbumterscheidungsfähigkeit; Filmveröffentlichungen. – Mitarbeiter am Landois-Rosemann, „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“ (28. Aufl. 1962; Autor von „Probleme der Lebensforschung“ (1973, engl. Übers. 1976).

Mitglied der Dtsch. Physiol. Gesellschaft und der Deutschen Gesellschaft für Kreislaufforschung; 1981 Ernennung zum Vizepräsidenten der „Société Internationale pour la Recherche des Maladies de Civilisation et de l'Environnement“ (Sitz Brüssel); Vizepräsident der Deutschen Klages-Gesellschaft (Marbach); Mitglied der Goethe-Gesellschaft, Wetzlar.

Prof. Dr. *Reinhold Grimm*, Studium der Germanistik, Romanistik und Geschichte in Erlangen. Von 1961–1967 Assistent am Deutschen Seminar in Frankfurt. Seit 1967 Alexander Hohlfeld Professor of German; Schwerpunkt Komparatistik. Förderungspreis der Stadt Nürnberg 1964, Guggenheim Fellow 1969/70, Vilas Prof. 1980; Präsident der amerikanischen Vereinigung von Deutschlehrern 1974–1975. Buchveröffentlichungen sind in mehreren Auflagen erschienen: Gottfried Benn, Die farbliche Chiffre in der Dichtung 1958; Berthold Brecht, Die Struktur seines Werkes 1959; Berthold Brecht und die Weltliteratur 1961; Nach dem Naturalismus, Essays zur modernen Dramatik 1978; Brecht und Nietzsche oder Geständnisse eines Dichters 1979; Von der Armut und vom Regen. Rilkes Antwort auf die soziale Frage 1981; Love, Lust and Rebellion. New Approaches to Georg Büchner 1985.

Dr. *Joseph Hammerschick*, geb. am 23.10. 1937 in Prag. Studium der Mathematik von 1956 bis 1961 in Gießen und Abschluß als Diplommathematiker. 1966 Promotion zum Dr. rer. nat. mit einer Arbeit aus der konformen Abbildung von Ringgebieten. Von 1967 bis 1968 Visiting Assistant Professor an der University of Notre Dame, Indiana, USA. Seit 1975 Direktor des Hochschulrechenzentrums Gießen. Von 1982 bis 1983 Vorsitzender des ALWR (Arbeitskreis der Leiter wissenschaftlicher Rechenzentren in der Bundesrepublik Deutschland).

Dr. *Felix Pollak*, geb. 1909 in Wien. Studium der Jurisprudenz an der Universität Wien. Promotion. Besuch des Schauspielseminars von Max Reinhardt. 1938 Flucht über Paris und London nach New York. Studium der Library Science an der University of Michigan, MA. 1949–1959 Curator of Special Collection an der Northwestern University. 1959–1974 Curator of Rare Books an der University of Wisconsin Memorial Library. Lebt in Madison/Wisconsin. Veröffentlichungen: Gedichte und Prosatexte in Magazinen und Literaturzeitschriften, Übersetzungen

(zusammen mit Reinhold Grimm) aus dem Deutschen ins Englische, 6 Bücher, davon das letzte mit dem Titel „Tunnel Visions“.

Prof. Dr. *Andrzej Wirth*, 1927 in Polen geboren, 1947–51 Studium der Philosophie in Lodz und Warschau. 1955 Promotion an der Universität Breslau über Bertolt Brechts Dramen. 1956–57 Stipendiat der Ostberliner Akademie der Künste, ab 1957 Herausgeber der polnischen Kulturzeitschriften „Polityka“ und „Nowa Kultura“ in Warschau, ab 1964 am Literarischen Institut der Polnischen Akademie der Künste. Ab 1966 in den USA, zunächst in Princeton, dann Gastprofessor an der University of Massachusetts, Amherst. 1968–70 Professor für Drama und Vergleichende Literaturwissenschaft in Stanford, 1970–76 an der City University in New York. 1976 und 1981 Gastprofessor für Slawische und Vergleichende Literaturgeschichte in Harvard. Seit 1976 Lehraufträge und Forschungsaufenthalte an den wichtigsten amerikanischen und europäischen Universitäten (Oxford, London, Berlin). Mitbegründer und Mitglied der Internationalen Brecht-Gesellschaft, des amerikanischen P. E. N.-Club und des International Theatre Instituts (ITI).

Arbeitsschwerpunkte: Polnische Literatur und polnisches Drama, Studien zu Bertolt Brecht, Übersetzung und Herausgabe unveröffentlichter Schriften aus Brechts Nachlaß (Fatzer-Projekt), Regisseur amerikanischer Premieren der Brecht-Stücke (an verschiedenen Universitäten der USA), Arbeiten zum Absurden Theater, Semiotik des iranischen Passionsspiels „Ta'zieh“, Analysen zum postmodernen Experimentiertheater (Robert Wilson), Theatertheorie, Theaterkritik (regelmäßige Mitarbeit an der Zeitschrift „Theater heute“), vergleichende Studien zum deutschen Expressionismus, vergleichende Literaturgeschichte, paratheatralische Experimente: „Theater ohne Publikum“. Eingeladen zum Wissenschaftskolleg zu Berlin 1984/85; ordentliches Mitglied der Akademie der Künste Mannheim und Senator der Sektion für Darstellende Kunst seit 1984; Rockefeller Foundation Commission on Arts, Berater. Herausgeber: St. I. Witkiewicz Lesebuch: „Verrückte Lokomotive“ (Schriften zum Theater, Stücke, Prosa), Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1985.

